

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL FECHTER U. EUGEN DIESEL

*Opold Ziegler: Der deutsche Staat / K. Figdor: Der nächste
Weltkrieg / H. Schneider-Landmann: Die Wirtschaftsrevolution
USA. und ihr Revolutionär / Wilhelm Kohl: Die Brücke
Eugen Diesel: Erinnerung an Paul Ernst / Norbert Jacques:
Eise im Fieber / Börries, Frh. v. Münchhausen: Moritz Jahn*

J A H R G A N G

M Ä R Z 1 9 3 4

ZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

LEOPOLD ZIEGLER	Der deutsche Staat	133
KARL FIGDOR	Der nächste Weltkrieg (mit 2 Kartenskizzen)	144
HELLMUTH SCHNEIDER=		
	LANDMANN Die Wirtschaftsrevolution in USA. und ihr Revolutionär (mit 14 Abbildungen)	149
★	Lebendige Vergangenheit	157
WILHELM KOHL	Die Brücke	159
EUGEN DIESEL	Erinnerung an Paul Ernst (mit 4 Abbildungen)	163
★	Notwendigkeit des Modernseins	167
NORBERT JACQUES	Reife im Fieber (Schluß)	171
BÖRRIES, FREIHERR VON		
	MÜNCHHAUSEN Moritz Jahn	184
LITERARISCHE RUNDSCHAU		
D. R.	Hermann Stehrs „Nachkommen“	189
R. P.	Österreich-Ungarns letzter Krieg	189
H. R.	Das Reich unter den Großmächten	190
D. R.	Ausgewähltes aus der Bücherflut	191
POLITISCHE RUNDSCHAU		196
VOR DEM SCHNELLRICHTER		198

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang
 Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM
 zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungsipfen
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die
 Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte
 ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246.
 Drahtanchr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 538 23. Postsparkassenamt Wien 156 086

MEYERS KLEINES LEXIKON

ist das einzige vollständige
mehrbändige Lexikon, das
die jüngste Entwicklung bis
1934 von A bis Z darstellt

9. Auflage in 3 Bänden und 1 Atlasband in großem Lexikonformat. Band I, II und IV (Atlas) liegen fertig vor, Band III erscheint im März 1934. Der Preis beträgt für die Bände I–III in Halbleder je 15 RM., in Ganzleinen

je 10 RM.,

für den Atlasband in Halbleder 25 RM., Ganzleinen 20 RM.

Auf Wunsch auch bandweise
durch jede Buchhandlung zu beziehen

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

Der Jugend, die ins Leben tritt

Sechs wertvolle Bücher zur Einsegnung und für Ostern

Hindenburg, Aus meinem Leben. Ungekürzte, illustrierte Volksausgabe der einzigen Selbstbiographie des deutschen Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten. 319 Seiten mit 17 ganzf. Bildtafeln und 6 Karten. Ganzlein. 5.80 RM., Halbled. 8.20 RM.

„Hindenburgs Erinnerungswerk steht erhaben, wuchtig und mit einer ergreifenden Schlichtheit da: Das Buch eines wahrhaft großen und im tiefsten Kerne deutschen Menschen.“ (Leipziger Neueste Nachrichten)

Georg Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Ungekürzte Volksausgabe der 3., gänzlich neubearbeiteten Auflage. Mit 7 mehrfarbigen und 11 schwarzen Tafeln sowie 151 Abbildungen im Text. 694 Seiten. Großoktav. In Ganzleinen gebunden 7.80 RM., in Halbleder gebunden 12 RM.

„Dies Buch gehört in die Hand aller verantwortungsbewussten Menschen, die in der Lage sind, das neue deutsche Leben maßgebend mitgestalten zu können.“ (Deutsche Rundschau)

Walter Rammner, Die Tierwelt der deutschen Landschaft. Das Leben der Tiere in ihrer Umwelt. Gefürzte Volksausgabe des V. Bandes von Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe. 463 Seiten mit 577 Abbildungen im Text und 17 mehrfarbigen Tafeln. Großoktav. In Rohleinen gebunden 7.80 RM.

„Das Buch ist hervorragend geeignet, etwa dem Sechzehnjährigen in die Hand gegeben zu werden, der für die Natur begeistert ist, ohne zu wissen, wie er ihr näherkommen kann.“ (Dr. Gerlach in Kasseler Neueste Nachr.)

Eugen Diesel, Das Land der Deutschen. Ungekürzte Volksausgabe. Mit 481 Bildern, vorwiegend nach Luftaufnahmen des Freiballonführers Robert Petschow. 260 Seiten und 2 mehrfarbige Karten. Format 24:30 cm. In Ganzleinen 8.50 RM.

„Ein Werk, das von heißer Liebe zur deutschen Weltzeugt und das deutsche Schicksal aus Natur und Kultur heraus zu ergründen sucht. Ein Epos vom deutschen Wesen.“ (Nationalsozialistische Lehrerzeitg., Bayreuth)

Vogt und Koch, Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 5. Auflage, erweitert von Dr. Willi Koch. Mit zahlreichen Textabbildungen, vielen z. T. mehrfarbigen Tafeln usw. Großoktav. 3 Bände, in Ganzleinen gebunden je 9.50 RM., in Halbleder je 14.50 RM.

Diese klassische Gesamtdarstellung des deutschen Schrifttums ist bis auf die jüngste Zeit ergänzt und in wesentlichen Teilen (Barock=Dichtung, 19. u. 20. Jahrhundert) neu geschrieben. Neue typographische Ausstattung.

Der Volks=Brehm. Neue Ausgabe von Brehms Tierleben in Einem Band. Bearbeitet von Professor Dr. Georg Grimpe. Mit 266 Abbildungen im Text und auf 59 z. T. mehrfarb. Tafeln, 1 tiergeographische Karte und ausführl. Register. Großoktav. 872 Seiten. In Ganzleinen 7.80 RM., in Halbleder 12 RM.

„Was diese neue Ausgabe von allen früheren Auswahlbänden unterscheidet, ist die Einbeziehung der neueren Forschungsergebnisse in einer leichtverständlichen und übersichtlichen Form.“ (Magdeburgische Zeitung)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Prospekte kostenfrei

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG



MODERNES ANTIQUARIAT

Restauflagen von tadelloso neuen Büchern in guter

Ausstattung zu konkurrenzlos billigen Preisen!

Nur einige Beispiele: Früher Jetzt

Stefan George. Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod / Die Bücher der Hirten und Preisgedichte / Hymnen, Pilgerfahrten, Algal. Jeder Band in Halbleinen 5.— 1.75

Die Kulturen der Erde. Herausgegeben von Ernst Fuhrmann. Peru / Tlinkit und Haida / Mexiko Band I bis III / Neu-Guinea / Afrika / Java / China. Jeder Band mit besonders reichhaltigem und interessantem Abbildungsmaterial. Gebunden 15.— 2.85

Die Malerei der Eiszeit. Von Herbert Kühn. Mit 12 ausgezeichneten farbigen Lichtdrucktafeln und 14 Textabbildungen. Kartoniert 22.— 3.25

Edvard Munch. Von Curt Glaser. Mit 112 vorzügl. Abbild. Halbleinen 14.— 3.10

Preisverzeichnis kostenlos!

Porto- und Nachnahme-Spesen zu Lasten des Bestellers

DAS BÜCHER-KABINETT

Berlin W 62, Nettelbeckstraße 7-8

Fernsprecher: B 5 Barbarossa 0300

Neuigkeiten!

Freiheit und Faschismus

von Georg Mehlis

RM. 1.80

Gegenwart

Deutscher Literaturführer

von W. R. Lindner

RM. 1.20

Das Seitenstück zu unserer erfolgreichen „Wissenschaftskunde“. Enthält Schöne Literatur und erörternde Prosa.

Wolfg. Rich. Lindner · Verlag · Leipzig

Die geistige Front des neuen Deutschland

erkennt als das Blatt des entschiedenen Kampfes im Geiste der nationalen Revolution die völlig neugestaltete Wochenschrift

DIE LITERARISCHE WELT Mit Beilage „Das lebendige Buch“

Neue Folge 1934. / Herausgegeben von KARL RAUCH
Wöchentlich eine Nummer, Preis 30 Pf., vierteljährl. 3.40 RM.

Die Literarische Welt (Neue Folge 1934) ist unabhängig von jeder einseitigen Verlagspolitik. Sie wendet sich unter Mitarbeit aller wertvollen Kräfte des deutschen Schrifttums mit sachlicher Berichterstattung, strenger und schöpferischer Kritik an alle Leser im In- und Auslande, denen an Kenntnis volksverbundener deutscher Geistigkeit, Kultur und Schrifttum des wirklichen Deutschlands gelegen ist.

In jeder Buchhandlung zu haben.

Die Literarische Welt, Verlags-Ges. m. b. H., Berlin-Lichterfelde

Maria Keller Schule

Soziale Frauenschule / Thale am Harz

Wohlfahrtsschule / Jugendleiterinnenseminar
Kindergärtnerinnen- u. Hortnerinnenseminar
Kinderpflege- und Haushaltgehilfenschule
Allgemeine Frauenschule / Haushaltungs-
schule / Hauswirtschaftliche Lehrgänge für
Abiturientinnen.

Aufnahme für das Jugendleiterinnenseminar Oktober,
für die anderen Kurse Ostern und Oktober. Die Schule
ist Internat. — Auskunft durch die Leitung.

Begabte Menschen gesucht

die ernstlich entschlossen sind, sich
planvoll und bewußt in ihrer Lauf-
bahn emporzuarbeiten durch Per-
sönlichkeitsbildung, Charakterschulung, Förderung der Willens-
und Entschlußkraft, Rebegewandtheit, Leistungssteigerung.
Tausende von begeisterten Anerkennungen aus
allen Berufsständen! Kostenlose Auskunft:

Siemens - Studien - Gesellschaft
Bad Homburg v. d. H. 83, Siemenshaus

Der Große Duden

Rechtschreibung der deutschen Sprache und der
Fremdwörter. 10. Aufl. In Ganzl. geb. 4 RM.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Der Kampf um die Saar

ist in sein entscheidendes Stadium einge-
treten. Durch den Mund seines Führers
hat Deutschland an Frankreich Vor-
schläge zur Regelung der Saarfrage ge-
macht. Jetzt muß jeder Deutsche nach
seinen Möglichkeiten für die Rückglie-
derung der Saar an das Reich tätig sein.
Unterrichten auch Sie sich deshalb über
die Saarfrage durch das Buch von

S. S. Weber:

Der Kampf um die Saar

Dieses Buch gibt die historischen, poli-
tischen, wirtschaftlichen und kulturellen
Grundlagen des ganzen Saarkampfes.
Es ist seiner außerordentlichen politischen
Bedeutung wegen von den Kommissaren
auf die „Weiße Liste“ der für Volks-
büchereien empfohlenen Schriften gesetzt
worden. Neben den wichtigsten Stati-
stiken enthält das Werk auch Karten des
Saargebietes, des Warndt usw.

Preis kartoniert M. 4.—, in Ganzleinen M. 5.—

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H.
Berlin SW 68

Mathilde-Zimmer-Stiftung ^{e.}_{v.}

(Vorkriegspreise)

1. Heimfrauenschulen und Töchterhelme in Berlin-
Nikolassee, Berlin-Zehlendorf, Dresden-Hellerau, Ei-
senach, Gernrode/H., Kassel, Weimar ★ Gesd. schöne
Häuser ★ Wirtschaftl., prakt. u. wissenschaftl. Lebens-
schulung der Frau mit staatl. Berechtigung, leben-
diges Gemeinschaftsleben, individ. Behandlung, gute
Verpflegung ★ In den einz. Heimen Sonderfächer.
2. Frauenoberschule Weimar. Der Weg zur Vollreife
für praktisch fräuliche Begabungen (Obersekunda-
Oberprima). Internat. Werkabitur.
3. Für Abiturientinnen Halbjahrsurse in Eisenach,
Gernrode und Kassel.
Nähere Auskunft durch die
M.-Z.-St., Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19



Ein künstlerisches Tiererleben!

FRITZ BEHN

Tiere

Mit 38 ganzseit. Zeichnungen. Geleitwort v. Geh.
Rat Prof. Dr. L. Heck. Künstlerband RM. 12.50

COTTA-VERLAG-STUTTGART / BERLIN

WILHELM VON KRIES

Herren und Knechte der Wirtschaft

Diese Philosophie und Psychologie der Wirt-
schaft ist der kräftigste Gegenschlag gegen
das materialistische Wirtschaftsdenken. Die
inner-menschlichen Bedingungen und das
menschlich-kameradschaftliche Wesen des
Wirtschaftens sind hier zum ersten Male bis
in ihre letzten praktischen sowohl als philo-
sophischen Konsequenzen hinein erkannt.
Ein freier Geist räumt mit den Vorurteilen
auf, die uns bis heute den Blick auf die
engen Zusammenhänge zwischen Politik -
Wirtschaft - Religion verbaut haben und
gibt uns die geistigen Möglichkeiten einer
Herrschaft über die Wirtschaft.

★

Ganzleinen RM 5.30, kartoniert RM 4.40

Verlag Deutsche Rundschau
G. m. b. H. Berlin SW 68



Pietà. Aus dem neuen Georg Kolbe-Buch von Rudolf G. Binding.
Mit 90 Abbildungen. Rembrandt-Verlag Berlin.

Neue Bücher von höchster Qualität in Inhalt u. Ausstattung!

Rudolf G. Binding

**Vom Leben der Plastik, Inhalt und Schönheit des Werkes von
Georg Kolbe**

Hier tritt der stärkste Geist unserer Zeit, der Dichter Rudolf G. Binding, dem Plastiker und Gestalter im Raum, Georg Kolbe, mit einer überraschenden Ebenbürtigkeit gegenüber. Seit „Kilkes Kabin“ ist ein so bedeutendes Werk über die Plastik nicht wieder geschrieben worden.

Ein Quartband mit 90 Abbildungen. Kartonierte 4.20, gebunden 6.—, Ganzleinen 6.50 RM.

Das Ruth Schaumann-Buch

Herausgegeben von Rolf Setsch

Mit 88 Abbildungen, bisher unveröffentlichten Gedichten und einer Novelle der Künstlerin.

Kartonierte 4.20, gebunden 6.—, Ganzleinen 6.50 RM.

Der Name der jungen Bildhauerin und Dichterin Ruth Schaumann gehört zu den verheißendsten und besten der heutigen Zeit. Das Ruth Schaumann-Buch ist die erste und einzige Publikation über das Gesamtwerk der Künstlerin von wirklicher Geltung und größerem Ausmaß. In seiner schönen Ausstattung ist es ein herrliches Weihnachtsbuch für die deutsche Frau.

In neuer Auflage ist erschienen das wundervolle Buch:

Paula Modersohn-Becker

Ein Buch der Freundschaft. Herausgegeben von Rolf Setsch

Mit Beiträgen von Rainer Maria Rilke, Otto Modersohn, Manfr. Gausmann, Emil Waldmann u. a.

und 70 meist unveröffentlichten Bildern. Kartonierte 4.20, gebunden 6.— RM.

Paula Modersohn hat mit ihrer erdnahen und tiefwarmen Kunst dem deutschen Volke ein Stück seiner Seele sichtbar gemacht. Ein ernstes, in seiner Art einzig dastehendes Buch, das vor allem der deutschen Frau Wesentliches zu sagen hat.

Das neue Buch von

Rudolf Heubner, Fränkische Erde

führt in das sonnige Mainland und zeigt uns die Schicksalsverbundenheit des Menschen mit der deutschen Landschaft. Auch in diesem Buch bewährt Heubner wieder seine reise Erzählerkunst.

360 Seiten Umfang. In Leinen gebunden 4.50, Kartonierte 3.— RM.

Ein neues interessantes Dschungelbuch schrieb

Reginald Campbell in seinem Pu Lorn, der Schreckliche

Die Geschichte eines Riesenelefanten, nach wahren Erlebnissen geschildert. Mit vielen Bildern.

Gebunden 3.80 RM.

Im 8. bis 12. Tausend erschien die gehaltvolle und schönste Novelle von

Ina Seidel, Die Fürstin reitet

Volksausgabe, in Leinen nur 2.30 RM.

REMBRANDT-VERLAG G. M. B. H., BERLIN

Der deutsche Staat

I.

Wenn wir unter dem Staat nach Herkunft und Bedeutung des Wortes das verstehen sollen, was steht und fest ist, dann müßte sich füglich jede Erörterung des Themas Staat erübrigen in einer Zeit, wo alles fließt. Unstreitig ist das Deutschland dieser Stunde ein Deutschland zwischen den Staaten. Ein Deutschland des Aufbruchs und Umbruchs, ein Deutschland ungeheurer flutendster Bewegtheit — und schon aus diesem Grunde, könnte man versucht sein zu folgern, schlechterdings ungeeignet für eine geduldige Erforschung dessen, was seinem Begriffe nach das Feste und Dauerhafte ist. Gleichwohl läßt dieser Sachverhalt keineswegs diese Folgerung allein zu, die sich uns als den von den Ereignissen Getriebenen durch sich selbst empfiehlt, und mit vielleicht noch besserem Rechte könnte man geradezu auf ihrer Umkehrung bestehen. In Wahrheit war keine Stunde unserer Vergangenheit zu einer grundsätzlichen Besinnung über den Staat besser geeignet als die von uns durchlebte; in Wahrheit hat uns keine Stunde mit solch schmerzhafter Eindringlichkeit und Eindeutigkeit fühlbar gemacht, was wir, vorübergehend ein staatenloses Volk, vom Staate nun eigentlich erhoffen und erwarten. Mit ganz elementarischer Wucht vor allem nämlich dieses, daß uns der Staat in den bevorstehenden Weltwirren, die sich seit dem letzten Kriege zusehends zu interkontinentalen Dimensionen steigern, die Fortdauer und den Selbstbestand als Nation verbürge. Vom deutschen Staate reden, kann also auf lang hinaus nichts anderes meinen, als uns Rechenschaft geben über die angemessenste Form volkhafter Selbstverwirklichung, die uns, die Besiegten des letzten Krieges, bei den fälligen Entscheidungen über die „Regierung der Erde“ befähigt, als geschichtsbestimmender Faktor mit dabei zu sein — als ein Faktor mithin, dessen politischer Wirkungsgrad unserem staatschöpferischen Vermögen genau verhältnismäßig sein wird.

Damit wäre aber auch schon ein Erstes und Grundlegendes an Einsicht gewonnen. Was wir mit Ungeduld und selbst Unduldsamkeit gegenwärtig ersehen, ist wahrlich nicht diese oder jene Möglichkeit staatlicher Selbstgestaltung, sondern ist jene einzig angemessene von sämtlichen Staatsgestalten, die uns in den unabwendbaren Kataklysmen und Katastrophen der Zukunft den nationalen Selbstbestand noch am ehesten sichert und sich so allerdings auch als die deutscheste aller Staatsgestalten bewährt. Unzweifelhaft war unter den Antrieben der deutschen Revolution einer der vorwaltendsten ein instinktives Wissen, daß der bisherige Staat dieser vitalen Forderung auf keine Weise entsprochen habe und schon aus diesem Grunde, wenn sonst aus keinem anderen, noch rechtzeitig zertrümmert werden mußte. Wie schwankend und umrißlos auch das Bild des neuen Staates sein mochte, welches die junge Revolution in sich selber trug, — ihr Widerwille gegen den alten Staat war unbedingt und ließ an Leidenschaft und Härte nichts zu wünschen übrig. Der alte Staat war ganz einfach ein schwacher Staat, mit Rauteisen statt mit Nickelstahl gepanzert, und in unseren Augen wäre dies sein Todesurteil gewesen, auch wenn wir ihm sonst die Vollkommenheit selbst hätten nachrühmen dürfen. Der alte Staat war ein schwacher Staat in einem Zeitpunkt, da Schwachheit eine Sünde und Ohnmacht ein Frevel war; in einem Zeitpunkt, da die geschichtliche Lage nicht nach dem starken, nein, nach dem stärksten Staate schrie. Ein schwacher Staat, es sei zum drittenmal gesagt, war jener alte Staat, vermorst und schwammig in allen seinen Stützen, und daher auch von einem einzigen Windstoße fortzufegen. Dies aber alles war er, vermerken wir es wohl! mit nichts als eine Nottschöpfung von Weimar

allein: sondern in seiner viel weiter zurückliegenden Eigenschaft als die politische Schöpfung oder Alterschöpfung der bürgerlichen Gesellschaft! Sie war es, wie ich jetzt zu zeigen habe, die aus wesensgesetzlichen Gründen gar keinen andern als eben einen schwachen Staat zu erschaffen oder aber auch nur zu dulden gesonnen sein konnte!

Und hiermit berühre ich eine zweite Einsicht gleichfalls von grundlegender Bedeutung. Ist es unsere erste Behauptung, daß sich der alte Staat als hoffnungslos schwacher Staat eigentlich von selbst gerichtet und von selbst erledigt habe, dann ist es unsere zweite Behauptung, daß er der schwache Staat gewesen sei nicht sowohl, weil er uns als die Verlegenheitsgründung von Weimar mehr oder weniger von außenher aufgezwungen wurde, — sondern weil er bereits im neunzehnten Jahrhundert der Staat der selben bürgerlichen Gesellschaft geworden war, die nach ihrer Gesamteinstellung einen ernsthaften Staatswillen gar nicht zu entwickeln vermochte. Gewiß finden wir auch diesen Bürgerstaat des abgelaufenen Jahrhunderts insonderheit was Preußen-Deutschland angeht, noch vielfach durchseht, ja durchfruchtet mit den Einrichtungen des absoluten Fürstenstaates aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und insofern konnte er allerdings in praxi eine viel größere Widerstandskraft erweisen, als nach der Theorie zu vermuten gewesen wäre. Nichtsdestoweniger stellt der bürgerliche Staat, je reiner er sich in den konstitutionellen und parlamentarischen Formen des vorigen Jahrhunderts niederschlägt, ein desto labileres Gebilde dar, — und um diese Feststellung gültig zu erhärten, werden wir guttun, auf die Entstehung und so auch Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft, die diesen Staat zu verantworten hat, einen flinken, aber scharfen Blick zu werfen. Dabei wird uns nicht entgehen, daß die Gründung von Weimar bloß der späte, ja der verspätete und überspikte Ausdruck einer allgemeinen Staatsgefinnung war, die mit der bürgerlichen Gesellschaft das Abendland erobert und darum auch nur mit dieser selbst überwunden werden kann.

II.

Wie und wodurch aber entstand diese bürgerliche Gesellschaft? Grundsätzlich, erwidere ich, durch den Ganzheitsanspruch eines einzelnen Standes, nämlich des dritten Standes, den die französische Revolution erhebt und mit den geschichtsüblichen Mitteln des Zwangsvollzuges auch siegreich erkämpft. Die Frage des Abbé Siéyès: wer oder was ist der dritte Stand, und seine lakonische Antwort: in Wirklichkeit nichts, in Wahrheit alles! — dieses epochale Frage- und Antwortspiel meldet die Geburt der bürgerlichen Gesellschaft an und fängt den historischen Vorgang „Französische Revolution“ genannt sozusagen in seinem geistigen Refler auf. Nicht eigentlich, daß sich der dritte Stand von den übrigen Ständen emanzipiert, hat die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft zur nächsten Folge, — wohl aber, daß diese Emanzipation unmittelbar mit dem unverblühten Anspruch auf Totalität verkoppelt ist und damit die Säkularisation aller andern Stände de facto einschließt. Denn was geschieht? Ein einzelner Stand erklärt auf eigene Faust seinen Austritt aus der ständischen Ordnung und wirft sich eigenmächtig zum status aller auf! Ein einzelner Stand stellt sich mit diesem Akte beispielloser Willkür außer und über sämtliche Stände und zerbricht mit eisernem Griff das Standes- und Staatsgefüge des europäischen, des christlichen Mittelalters! Ein einzelner Stand legt kurzerhand die großartige Architektur der wechselseitig sich stützenden, wechselseitig einander verpflichteten, durch die religiöse Klammer der fides heilig einander verbundenen Stände in Trümmer, um derart freilich den Sachverhalt und Begriff des Standes überhaupt zu vernichten! Denn darüber besteht doch nicht der leiseste Zweifel, daß Sachverhalt und Begriff des Standes nur dort sinnvoll bleiben, wo sie die unterscheidenden Merkmale einer Mehrheit von Ständen abgrenzen, während dieser ihr Sinn vollkommen verlorengeht, wo mit der Standes-Mehrheit auch jeder Standes-Unterschied von vornherein geleugnet wird und ein einziger Stand in blinder

Vermessenheit das soziale Absolutum zu sein behauptet. Wer daher sämtliche Stände in einem Stand aufgehen läßt, der streift damit unweigerlich auch diesem Einen Stand die Eigenschaften des Standes ab. Der findet nirgends mehr etwas, gegen das er diesen Einen Stand abheben, ihm über- oder unterordnen könnte — aber auch nirgends mehr etwas, gegen das er diesen Einen Stand anlehnen, das ihm einen Halt gewähren könnte. Mit brutaler Konsequenz zerstört der Anspruch auf gesellschaftliche Totalität des Einen Standes das in seinen letzten Absichten ewig vorbildliche System von „Diensten“, als welches das Mittelalter nicht bloß seine Baudenkmäler, seine Hoch- und Erzkirchen, sondern durchaus seinen status, seine *pólis* errichtet hatte. Seither gibt es nichts des Stehenden, gibt es nichts des Stand-Festen und Stand-Haften mehr, welches nach dem offenbaren Willen der Sprache eben mit dem Ständischen und Staatlichen der Sache nach zusammenfällt; seither ermangelt unser gesellschaftlicher status selber des Rückgrates und der Knochen, die es dem höher organisierten Leben sonst überall erlauben, sich in Mannigfaltigkeiten auszugliedern und dennoch Ganzheiten zu bleiben. Mit welchem Erfolge aber nachher die bürgerliche Gesellschaft jene von ihr säkularisierten Stände durch Gruppengebilde eigener Erfindung, die sogenannten Parteien, zu ersetzen versucht hat, ist uns nur allzu eingedenk, als daß ein Wort darüber nötig wäre.

Genug — die Aufhebung der Stände trifft den Staat ins Herz, trifft ihn in seine eigentliche Lebens- und Wirkensmitte, in sein Wesensgesetz, in seine platonische Idee: eben weil der Staat das Stehende, Stand-Feste und Stand-Hafte nur als gestufte Ordnung von Ständen ist und bleibt. Letztere verneinen, heißt den status als solchen verneinen, und schon deswegen ist die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft durchaus die Geschichte einer fortlaufenden Rückbildung und Verkümmern des Staatsbewußtseins als solchen. Goethe war zeitweilig der einzige Deutsche, der mit der ihm eigenen Hellichtigkeit diese Zusammenhänge, wenn nicht verstandesmäßig durchschaute, so doch gefühlsmäßig erahnte, indem er sich gegen das Weltereignis der französischen Revolution als dem wahren Weltverhängnis mit einer verzweifelten Halsstarrigkeit vom ersten Tage an innerlich verhärtete und immer mehr verhärtete. Erst uns beginnt erst heute dieser Sachverhalt von beispielloser Tragik leise aufzudämmern — die unheimliche, ganz und gar unbegreifliche Vereinsamung, die sich um den älteren Goethe seit der Rückkehr aus Italien, etwa das Jahrzehnt der Freundschaft mit Schiller angenommen, wie ein Mantel von Eis erstarrend legt; diese Vereinsamung inmitten der soeben aufblühenden „bürgerlichen Sozietät“, welche er fast mit gleicher Verbissenheit bekämpft wie die Farbenlehre seines Feindes Newton (und übrigens für Tieferblickende aus gleichen Motiven!): diese Vereinsamung ist die herbe Frucht eines unbeugsamen Nein, wo die überwältigende Mehrzahl der Zeitgenossen ihr beifälliges Ja herausgejubelt hat. Bereits auf dem Staats- und Gesellschaftsdenker Goethe lastet mit zermalnenden Gewichten der Argwohn, diese bürgerliche Gesellschaft möchte die Anarchie leibhaft in ihrem Schoße hehlen und in der Folge jedem status überhaupt ein Ende machen — derselbe Argwohn, der nachher Männer vom geistigen Zuschnitt der Stein, Hegel, Adam Müller antrieb, Fürsprecher und Vorkämpfer eines zeitgemäß verjüngten Ständestaats zu werden.

In Wahrheit hat Goethe auch hier unheimlich klar gesehen. Denn kaum hatte der dritte Stand ja seinen revolutionären Anspruch auf soziale Totalität gegen die zwei ersten Stände siegreich durchgefochten, als sich der Vorgang des dritten Standes mit dem vierten Stande wiederholt. Was dem Bürger recht, scheint dem Arbeiter billig, und mit der Folgestrenge eines geschichtlichen Fatums treibt der soziale Ganzheits- und Herrschaftsanspruch einer ständelos-bourgeoisien Gesellschaft bald den Ganzheits- und Herrschaftsanspruch einer klassenlos-proletarischen Gesellschaft aus sich hervor. Und damit nicht genug! Die fortschreitende Aussperrung von Angehörigen des vierten

Standes vom Arbeitsvorgang hat in den führenden Wirtschaftsländern der Erde diesen Stand selbst in die eigentlich Arbeitenden und in die Arbeitslosen aufgespalten, so daß der organisatorische Zusammenschluß der letzteren zu einem fünften Stande längst eine Lebensfrage für die betroffenen Völker geworden ist. Ungleich bedrohlicher noch als sogar die Entstehung eines fünften Standes ist jedoch die Herauskunft eines sechsten, der sich nicht mehr aus denen zusammensetzt, welche infolge einer ungelösten wirtschaftlichen Problematik nicht arbeiten dürfen, sondern aus denen, welche infolge einer minderwertigen Veranlagung nicht arbeiten wollen und sich als die freiwillig Entehrten und Ausgestoßenen, als die geborenen Verbrecher und Gesellschaftsfeinde ihrerseits ständisch konstituieren. Sie haben als sechster Stand in Rußland beispielsweise die Verbindung mit dem vierten Stande aufgenommen; sie werden in Nordamerika wahrscheinlich die Verbindung mit dem fünften Stande herstellen. Was aber diese progressive, diese permanente Emanzipation immer neuer Stände zu einem Verhängnis ohnegleichen stempelt, ist der nicht ernst genug zu nehmende Sachverhalt, daß nachweislich jeder berufsständische Typus im Augenblick, wo er seinen soziologischen Ort verläßt, entweder entartet und verwildert, oder verkümmert und verkrüppelt. So ist der emanzipierte Bürger kein echter Bürger mehr — das ist die unwiderlegliche Geschichtslehre seiner Wandlung vom citoyen zum bourgeois im Ablauf des vorigen Jahrhunderts. So ist der emanzipierte Arbeiter kein echter Arbeiter mehr — das ist die unwiderlegliche Geschichtslehre der russischen Revolution, die eine soziale Mischform zwischen Proletarier und Bourgeois mit einem mehr oder minder starken Zusatz von Chuliganismus heranzüchtet. So ist der emanzipierte Bauer kein echter Bauer mehr — und das ist vielleicht die eigentliche Geschichtslehre der deutschen Bauernkriege, die wir mit dem Blut von hunderttausend Bauern teuer genug bezahlen mußten. Alle diese emanzipierten Bürger, Arbeiter und Bauern sind verirrt, aus ihrer Bahn geschleuderte Sterne; alle fallen sie von ihrer ursprünglichen Höhe herab und gleiten in den bodenlosen Sumpf, der jeden verschlingt, wenn er seine Stützen und Schranken nicht mehr in einem Ganzen findet, sondern selber das Ganze zu sein behauptet.

Unaufhörlich mithin, so fasse ich mich jetzt zusammen, entläßt das falsche Wunschziel eines totalen Bürgerstaates, Arbeiterstaates, Bauernstaates die jeweiligen Stände aus dem Herrschaftsgefüge, welchem sie ihre Physiognomie und ihren Charakter danken, und überantwortet sie dem Chaos einer gleichförmigen und gesichtslosen Vermaßung. Und ich versuche dieses vorläufige Errätnis unseres Nachdenkens nunmehr auf eine Formel zu bringen, die vielleicht ein geschichtliches Gesetz, vielleicht aber auch nur eine geschichtliche Regel umschreibt, wenn ich sage, daß jeweils der zuletzt emanzipierte Stand auf seine soziale Totalität pocht und sich deshalb sämtliche anderen Stände politisch zu unterwerfen trachtet mit dem Endziel ihrer völligen Einebnung und Aufhebung. Dieses Gesetz oder diese Regel, mit dem Ausbruch der französischen Revolution sichtbar in Kraft getreten, drückt dann im Grunde freilich bloß den Tatbestand einer permanenten und progressiven Revolution aus, in welcher die bürgerliche Gesellschaft seit ihrer Entstehung begriffen ist. Mit ihren Sturmglocken diese permanente und progressive Revolution eingeläutet zu haben, gibt der französischen Revolution ihren eigentlichen Sinn: und weil das so ist, kann unsere deutsche Revolution grundsätzlich nur den entschiedensten Gegensinn haben, jene progressive Revolution in Permanenz ein für allemal abzuriegeln und für jede Zukunft zu verunmöglichen! Dies für richtig unterstellt, kann unser geschichtlicher Auftrag nur der sein, endgültig den Brand zu löschen, der das Haus der mittelalterlichen *societas christiana* bis auf die Grundmauern eingäschert hat. Dann liegt es auf uns, die fortschreitende Ausgliederung stets neuer Stände durch deren planmäßige Rückeingliederung in den allständischen status gleichsam zu widerrufen und dem Ganzheitsanspruch der bürgerlichen Gesellschaft durch einen Staatsgedanken zu begegnen, der den flüchtig gewordenen Bürger,

Arbeiter, Bauern neuerdings um seine Fahne schart. Dann haben wir unsere deutsche Revolution als den entscheidenden Versuch zu deuten, die anderthalbhundertjährige Ariständischer Emanzipationen in die Ara einer ständischen Restitution und Reintegration zu überführen, — ich will den Mund nicht vollnehmen und sagen: um das Abendland zu retten, wohl aber: um in unserm eigenen Staatswillen eine solche Umkehr, eine solche Wandlung zu bewirken, daß sie in der Folge uns selber und das Abendland mit retten könnte!

III.

Das alles hebt unsere deutsche Revolution nicht allein gegen die französische, sondern mit nicht geringerer Eindeutigkeit gegen die russische Revolution ab, die das Testament der französischen radikal vollstreckt. Während die russische Revolution mit jenem Fanatismus, dessen nur slawische Gehirne fähig scheinen, aus den Grundsätzen der französischen Revolution die extremsten Konsequenzen zieht und mit dem Anspruch des vierten und sechsten Standes auf gesellschaftliche Totalität ebenso blutigen Ernst macht wie mit der Säkularisation der übrigen Stände und Klassen, widersteht sich die deutsche Revolution jenen Grundsätzen bis aufs äußerste, und mit ihnen auch jedem bloßen Arbeiter- und Bauernstaat, jeder stände- und klassenlosen Gesellschaft, die am Ende ja auch eine staatenlose Gesellschaft wäre! Das ist ein Tatbestand, der dann unserer spezifisch deutschen Einstellung zum Bürger zugute kommen muß. Obschon nämlich dieser Bürger seit mindestens einem Jahrhundert eine ärgerniserregende Unfähigkeit zum Staat an den Tag legte; obschon er seine politische Laune, Ziellosigkeit und Unzuverlässigkeit in einem beklagenswerten Grade unter Beweis stellte: bleibt er uns dennoch der schlechthin unentbehrliche und so auch unantastbare Träger von überragenden Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften und der Technik, der Wirtschaft, des Verkehrs und sogar der Künste. Müssen wir diesen Bürger als Staatsbürger und Staatsbürgen bisweilen aus Herzensgrund verachten, so geben wir doch dem Haß gegen ihn, wie er die Seele des Proletariats eh und je vergiftete, nirgends Raum; im selben Augenblick, wo die Geschichte an der bürgerlichen Gesellschaft ihr Strafgericht vollstreckt, setzen wir jede Kraft daran, den bürgerlichen Stand dem neuen Status einzufügen. Denn das glauben wir ja vorhin mit Sicherheit erkundet zu haben — derselbe Bürger, der im Mittelalter der königliche Kaufmann war, ein Gründer aufblühender Stadtstaaten und mächtiger Städtebünde und insofern nicht selten auch seinerseits ein wahrer Staatsmann, derselbe Bürger ist seither zum bloßen Unternehmer oder Betriebsleiter zwangsläufig entartet, weil er ja mit seiner Emanzipation auch alles Adlige, alles Priesterliche, alles Kämpferische aus sich ausgeschieden oder in sich verkapselt hat. Geboren zu einem trefflichen Akteur im reichen Ensemble des allständischen Staates, macht er die kläglichste Figur, sobald er allein auf der Szene steht und hier seinen Monolog sprechen, sein Monodram spielen soll.

Derlei Überlegungen verhelfen uns dann zu einer kleinen Gewißheit — die reife Frucht deutscher Revolution kann nur der deutsche Staat sein, der deutsche Staat, aber nur der integrale oder allständische Staat; Status einer vollendeten restitutio in integrum aller Stände, die bisher ihren Anspruch auf gesellschaftliche Totalität durchgesetzt, die politische Macht an sich gerissen, den Staat als solchen depotenziert und resorbiert haben. Ganz zweifellos ist dieser Sachverhalt denn auch gemeint, wenn heute bei manchen die „deutsche Revolution“ noch lieber die „konservative Revolution“ heißt — die konservative Revolution, weil sie nach einer glücklichen, von mir nur etwas variierten Definition Edgar Jungs zeitliche Einrichtungen zertrümmert, um ewige Ordnungen zu bewahren. Offenbar ist der integrale Staat selbst eine solch ewige Ordnung, indem er, und nur er, das stets identische Gesetz der Staatswerdung überhaupt erfüllt und jedem Versuch einer Emanzipation ständischer und klassenhafter Gesellschaftsglieder mit einer rechtzeitigen Restitution und Reintegration begegnet. Nur so

verwirklicht der integrale oder allständische Staat den zu sich selbst kommenden und seiner selbst bewußten Willen aller in dem doppelten Sprachsinne von Rousseaus *volonté de tous* und *volonté générale*. Er will, und dies im schneidenden Widerspruch zum abstrakten Staat des dritten oder vierten Standes, durchaus die runde Totalität aller Stände — sie aber freilich nicht in ihrer emanzipierten Gestalt, die sich aus dem Status gelöst und gegen ihn verselbständigt hat, sondern als die konkret gesetzten, konkret durchlaufenen Momente seiner eigenen Selbstentfaltung. Geschworener Widersacher jeglichen Strebens, welches auf eine Minderung der ursprünglichen Spannung zwischen Staat und Gesellschaft zielt, wird der integrale Staat diese Spannung eher bis zur Unerträglichkeit steigern, als der Gesellschaft erlauben, den Staat ihrem an sich natürlichen Bedürfnis nach organischer Ausgliederung zu opfern. Grundsätzlich nicht läßt sich der integrale Staat zum Schlachtfeld für Stände- oder gar Klassenkämpfe machen, und statt die Gesellschaft als den gegebenen Geschichtsraum aufzufassen, in welchem die Entscheidungen über den Staat fallen, betrachtet er umgekehrt sich selbst als den gegebenen Geschichtsraum, in welchem er seine Entscheidungen über die Gesellschaft fällt. Solchermaßen ist es der integrale, ist es der allständische Staat, der auch für die Staatslehre Hegels erst den gültigen Wahrheitsbeweis, die Probe aufs Exempel liefert. Hat doch Hegel, noch immer der mächtigste Kopf, wo es um die ewigen Fragen der „Staatheit“ geht, fürwahr nicht aus zufälliger Laune den alten Genossenschaftsgeist gegen die Zerrissenheit der bürgerlichen Gesellschaft aufgebieten, und ist es doch wer weiß wie tief im Wesen der Sache gegründet, wenn er die bürgerliche Gesellschaft eben durch den Begriff der „Korporation“, der berufsständischen Körperschaft, dialektisch überwindet, — wie übrigens auch in eingestandener Anknüpfung an Hegel seither der *stato corporativo* Mussolinis. Hiergegen will es nur wenig besagen, daß von dieser hegelschen Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft, man weiß es, Karl Marx später seine sozialistische Gesellschaft begrifflich abzuzweigen versucht hat. Denn dies eine glauben wir heute ja mit unbedingter Sicherheit zu durchschauen: daß der Status entweder die soziale Integration sämtlicher Stände ist, oder daß er überhaupt nicht ist! Unter keinen Umständen aber stellt die sogenannte sozialistische Gesellschaft ohne Stände und Korporationen, wie die Marx und Lenin beteuern — ob Stalin viel von dieser Beteuerung hält, weiß ich nicht! — keineswegs stellt sie die dialektische oder historische Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft dar, sondern im Gegenteil deren energetische Verfallsform, deren entropischen Endzustand. Hier befinden wir uns ganz einfach an einer Wasserscheide der Menschheit, wo sich die Geister trennen. Während die politischen Quellkräfte der Völker auf der einen Seite in majestätischem Gefälle das Meer des allständischen Status als ihr Sammelbecken suchen und finden, versanden und verschmachten sie auf der anderen Seite in der trostlosen Wüste des ständelosen Staates, der wie gesagt zuletzt auch in eine staatenlose Gesellschaft übergehen wird.

IV.

Nach diesem allen nimmt sich der Auftrag der Geschichte an unsere Deutschheit fast einfach aus. Uns ist es zur Pflicht gemacht, die Ära der ständischen Emanzipationen durch Schaffung des integralen Staates abzuschließen, wobei diese Schaffung ihrerseits auf eine Restitution oder Reintegration allständischen Wesens überhaupt hinausläuft — mit einem Wort also: auf ein neues Mittelalter! Diese Schlussfolgerung ist unausweichlich, und dennoch ist sie es, die uns bei einiger Ehrlichkeit gegen uns selbst in eine nicht geringe Verlegenheit stürzt. Denn mag das neue Mittelalter künftig aussehen wie es will, so werden es zwei Dinge vom alten Mittelalter stets grundsätzlich unterscheiden und das gewaltige Vorhaben eines ständischen Neubaus beträchtlich verschwierigen. Zum ersten die ebenso schlichte wie bedeutsame Tatsache, daß der mittelalterliche Ständestaat eine echte Ordnung, will heißen eine echte Stufung ist, wo jeder

Einzelstaat seinen gottgewollten soziologischen Ort zwischen dem nächsthöheren und nächstniedereren Stand bezieht. Zum zweiten, augenscheinlich mit diesem ersten nahe zusammenhängend, stützt sich der mittelalterliche Staats- und Gesellschaftsbau überall auf einen ersten und zweiten Stand, den als Stand die französische Revolution endgültig zerschlug, — ich meine den christlichen Adel, der diesem alten Mittelalter seine Priester und Heiligen, seine Richter und Ritter schenkte, durchaus aber auch die Träger des Wissens und der Bildung, die Baumeister, Dichter und Sänger. Um beide Tatbestände zu vereinen: das alte Mittelalter begnügt sich nicht mit der Errichtung eines bloß ständischen Gefüges, sondern es schreitet fort zu einer ständischen Rang- und Stufenordnung, die für die *societas christiana* desto unantastbarer ist, als sie sich unmittelbar aus dem gemeinschaftlichen Wertgefühl und Wertbewußtsein als solchem, aus der sogenannten *vis aestimativa* selbst herleitet! So tritt der Ständestaat des alten Mittelalters von Anfang an als Hierarchie in Erscheinung und ist schon dadurch gegen jede eitle Willkür ein für allemal gefeit, daß diese seine Hierarchie ihr gültiges Urbild in der Hierarchie des Kosmos hat, wofür zum Beispiel die sieben Heerschilder der irdischen Gesellschaft genau den sieben Sphären des Planetensystems entsprechen, ihnen aber wiederum die sieben Sakramente, oder die sieben Todsünden, oder die zweimal sieben Stationen der göttlichen Passion in der kirchlichen Heilslehre. Überall denkt und sinnt das alte Mittelalter in kosmologischen Über- und Unterordnungen, in Rangstufen und Wertstufen; wer sich von diesem Sachverhalt Rechenschaft gibt, erkennt auch ohne weiteres, wieso der status des Mittelalters nur eine reine Adels Herrschaft sein kann.

Und hier stecken wir freilich auch schon tief in der soeben erwähnten Verlegenheit, weil hier das neue Mittelalter unwiderruflich im Nachteil steht zum alten. Hat doch die Renaissance, diesmal und ausnahmsweise sogar im heimlichen Bündnis mit der Reformation, jenem hierarchisch aufgewölbten Kosmos, der sich seit den Tagen von Sumer und Akkad einer empirischen Unsterblichkeit zu erfreuen schien, mit rauhem Zugriff den Saraus gemacht und somit auch die kosmologische Voraussetzung von Grund auf erschüttert, auf die ein neues Mittelalter seinerseits eine gesellschaftliche Rangordnung hätte errichten können. In der durchgängig gleichförmigen Struktur dieses grenzenlos-unendlichen All, von dem die Astrophysik des Kopernikus, die Philosophie des Bruno die neue Zeit fast restlos zu überzeugen vermochte, gibt es keine sphärischen Stufen, keine astralen Stellenwerte mehr — kein Höherer und kein Niederer, kein Oben und kein Unten, kein Innen und kein Außen, erst recht aber keine Peripherie und kein Zentrum! Und selbst wenn die Astronomie der jüngsten Gegenwart auf abenteuerlichen Umwegen heute wieder zu entdecken glaubt, daß im Milliarden-gewimmel des Fixsternhimmels unser planetarisches System vielleicht doch nur ein einmaliger und höchst ausgezeichneter Sonderfall sei, und mit ihm das ganze organische Leben, mit ihm der *homo sapiens* mit seiner hintergründigen Geschichte; ja selbst wenn ein starker Außenseiter wie Johannes Schlaf heute mit immerhin beachtenswürdigen Beweismitteln geradezu das präkopernikanische Weltbild wieder in seine Rechte einzusetzen trachtet, und mit diesem nicht bloß ein beliebiges Stück mittelalterlicher Kosmologie, sondern auch ein Hauptstück, nein das Hauptstück eben solcher Theologie und Christologie — was kann uns das noch für unsere Zwecke nützen? Sogar zugegeben, es kündigten sich hier die ersten Wahrzeichen an eines unabsehblichen Umdenkens und Umlernens nach einem auch geistig neuen Mittelalter hin, — für das uns auf den Nägeln brennende Geschäft eines allständischen Staatsneubaues ist dieser geistige Umbruch nicht mehr auszuwerten! Uns, die wir unmöglich noch länger warten können, uns, mit denen die „Sonnenpferde der Zeit“ in einem rasenden Tempo durchgegangen sind, uns springt nur das eine in die Augen, daß jedes ständisch gefugte Gemeinwesen auf die Dauer nur als Hierarchie lebensfähig bleibt, die ihrerseits wieder auf besonderen mentalen Voraussetzungen beruht. Ist es daher nicht einmal der großartigen Statik

des alten Mittelalters gelungen, den staatszerrüttenden Kampf der Stände um Vorrang und Vormacht zu unterbinden — wie soll dies dem neuen Mittelalter gelingen, das dieser Statik und so auch einer weltanschaulichen Sicherung von vornherein entbehrt und deshalb gar nicht fähig erscheint, die übermäßige Dynamik seines eigenen Geschichtsablaufs irgendwie zu dämpfen.

Nein, zweifeln wir länger nicht. Auch Geburts- und Berufsstände verhalten sich unter gewissen Bedingungen nur wie Parteien. Auch Geburts- und Berufsstände gebärden sich gegenüber dem Staate, und sei es gegenüber dem integralen Staate, wie Staaten im Staate — sobald sie sich nämlich stark genug wissen, die Machtfrage zu stellen, die Machtprobe zu wagen. Anderenfalls ja die Emanzipation des dritten Standes in der französischen Revolution ein ganz unbegreifliches Ereignis wäre, sofern im Unterschied zu den späteren Emanzipationen des vierten, fünften und sechsten Standes die des dritten Standes noch gar nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern im integralen Staate selbst vor sich geht. Unter diesem Gesichtswinkel bezeichnet die französische Revolution in dem weitgespannten Bogen mittelalterlicher Geschichte bloß einen kleinen Ausschnitt, gleichsam bloß den fünften Akt eines sechshundert Jahre währenden Dramas, welches blutig und böse mit den Kämpfen der langobardischen Städte gegen die Staufer einseht. Gewiß haben die aufrührerischen Bürger der Lombardie noch nicht daran gedacht, die allständische Hierarchie als solche zu verleugnen oder mit dem Anspruch auf eigene Totalität aus der *societas christiana* auszubrechen. Aber indem sie mit dem weltlichen Oberhaupt der Christenheit offen hadern, indem sie ans Schwert appellieren wegen Hoheitsrechten, die häufig genug nur auf ökonomische Vorteile zielen, bringen sie ihre spezifisch gewerblichen und händlerischen Forderungen zuletzt doch als berufsständische zur Geltung. Im allgemeinen wird man behaupten dürfen, daß Stände oder ständische Berufsgruppen in dem Maße, wie sie zu Wohlhabenheit oder gar Reichtum gelangen, die Hand auch auf den Staat und seine Führung zu legen wünschen. Ein Sachverhalt, der noch ein wenig zugespitzt so auszudrücken wäre, daß sich die ökonomische Kraft von Ständen wessensnotwendig in politische Macht umsetzt und sich am Ende stets auch den Staat als solchen unterwirft. Demnach hat sich also der integrale, der allständische Staat Karls und Ottos nicht sowohl an den Stadtmauern von Mailand, Alessandria, Cremona oder Parma verblutet, als vielmehr an dem nicht zu beugenden Standesbewußtsein und Standestrotz des mittelalterlichen Bürgers überhaupt, der sechs Jahrhunderte zäh und unbeirrt um den Staat kämpft, bis ihm dieser in der französischen Revolution wenigstens links des Rheines zufällt.

Das ist schlichthin Summe und Fazit der Erfahrungen, die wir im alten Mittelalter mit dem allständischen Staate machten. Es steht bei uns, diese teuer erkauften Erfahrungen zu nutzen; es hängt von unserer geistigen Bereitschaft ab, von unserm guten Willen, endlich aus der Geschichte, aus der bis dato bekanntlich noch keiner was gelernt hat, dennoch etwas zu lernen und so die pessimistische Sentenz Hegels unsererseits Lügen zu strafen. Jedenfalls ist die Warnung der Geschichte, den Staat nicht auf das ständische Prinzip allein zu gründen, vollkommen eindeutig. Und falls wir noch ein wenig genauer hinschauen, finden wir sogar im selben Mittelalter, das den integralen Staat zu seiner Blüte, freilich auch zu seinem Verfall treibt, das konträre und komplementäre Prinzip gleichzeitig entwickelt, welches seinerseits den Niedergang des integralen Staates verzögert und ihn am Ende überdauert: ich meine das regionale oder territoriale, verdeutscht: das landschaftliche oder bodenständische Prinzip. Ist es doch geradezu das Kennzeichen mittelalterlicher Staatengeschichte, von der Kirche als einer Gesellschaftsgründung *sui generis* abgesehen, zwei typische Herrschaftsgebilde zumal ins Dasein zu rufen und die allständische Verfassung des integralen Staates durch die Verfassung des territorialen Staates gewissermaßen zu kontrapunktieren.

Und wieviel des Schlimmen und manchmal sogar Verruchten die Geschichte den Landesherren vorzuwerfen habe — daß sie, ursprünglich selber nur ein Stand unter andern Ständen und aus der vormaligen Grundherrschaft herausgewachsen, eine neue Herrschaftsform entdecken, eben die ausgemacht landschaftliche und regionale nämlich, ist ihnen immer wieder zu ihrer höheren Rechtfertigung gebieten.

V.

Was hat es demnach mit diesen domini terrae für ein Bewenden? Als den Urhebern des territorialen Staates und Erben der alten Stammesherzogtümer entsteht ihnen der status weniger aus der Totalität des Stände, wie dies für den integralen Staat zutrifft, sondern aus einer gleichmäßigen und einheitlichen Durchdringung ihres Gebietes und seiner Bewohner mit ihrem politischen Willen. Nicht nach dem Wortlaut allein, auch nach seinem innersten Begriffe ist der dominus terrae der Landesherr und Landesfürst, rühmlichsten Falles sogar der Landesvater, und dies besagt, daß er weniger der berufene Schirmvogt aller Stände, der Sachwalter ihrer gemeinsamen Bedürfnisse und Notwendigkeiten ist, als vielmehr der unbedingte Herr, der Souverän über Land und Leute, denen er „ohne Unterschied des Standes oder der Person“ das Siegel seiner Herrschaft ausprägt. Auf solche Weise erfährt hier der ständische Gedanke seine geschichtliche Dämpfung. Zunehmend entfernt sich der status von dem vorigen Leitziele, summierter und sublimierter Wille aller beruflich geeinten und gefestigten Instanzen zu sein; zunehmend verschmilzt der status als solcher mit der Person des einzigen Fürsten und Herrn. Gewiß nimmt letzterer auch jetzt die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide ein, die sich aus den einzelnen Ständen wie aus zyklischen Blöcken zusammensetzt. Aber ihm liegt weniger daran, die verschiedenen Stockwerke oder Geschosse dieser Pyramide nach den Regeln der politischen, ja der kosmologischen Statik kunstgerecht oder auch nur schlechtweg „gerecht“ aufzutürmen, als vielmehr sein Gebiet mit der Dynamik des eigenen in ihm verkörperten Staatswillens gleichmäßig zu durchströmen — vergessen wir in diesem Zusammenhange nicht, daß seit der Rezeption des römischen Rechtes das territoriale Dominium eine Art Eigentum des Landesherrn darstellt, welches er nach seinem Willen, oft auch nur nach seiner Willkür, in Gebrauch nimmt. Folgerichtig gibt es im landesfürstlichen Gebiet auch nicht mehr die verschiedenen Grade der Souveränität, welche der integrale Staat noch seinen einzelnen Ständen je nach ihrem Range zubilligt — ungeteilt und unteilbar schlägt sich der ganze Staatswille, die ganze Staatshoheit im Landesherrn nieder, der jetzt in einem bisher unvorstellbaren Maße befähigt ist, sein Gebiet politisch gleichsam zu durchpflügen. Erfast der integrale Staat mit der Totalität der Stände vornehmlich die Substanz der eigentlichen Gesellschaft, so erfast der territoriale Staat recht eigentlich die Substanz des Volkes, welches er zu echtem Staatsbewußtsein überhaupt erst seinerseits erzieht. Überall in Europa ist so der territoriale Staat zum Vorläufer des nationalen Staates geworden, wie umgekehrt dem integralen Staat ja die universale Tendenz eingeboren war.

Diese Polarisation des status nun, diese Aufspaltung in seine integrale und territoriale Form, erfüllt die politische Geschichte des Mittelalters mit Spannungen, die der Spannung zwischen Kirche und Reich, sacerdotium und regnum kaum viel nachgibt. Zuweilen geschieht es, daß sich beide polaren Formen oder Formtendenzen des status in einzelnen Gestalten von überlebensgroßem Wuchse geradezu infarnieren und personifizieren, und dann kommt es zwischen ihnen zu solchen Gipfelszenen wie beispielsweise in Chiavanna zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen. Dann kommt es zu Gipfelszenen, wo die elementare Unvereinbarkeit der Sache, obwohl jetzt zu einer Transparenz von wunderbarer Geistigkeit gesteigert, dennoch mit der Vehemenz eines Naturereignisses zu ihrem Durchbruche gelangt. Zu Gipfelszenen, wo der

lebendige Exponent des integralen Staates mit dem lebendigen Exponenten des territorialen Staates nicht mehr um Leben oder Tod allein ringt, sondern darüber weit hinaus um den unveräußerlichen Anspruch zweier gleich notwendigen Staatsideen. Zu Gipfelszenen, wo es für keinen der Partner ein faules Kompromiß geben kann, weil jeder an seinem subjektiven Standort das ganze objektive Recht für sich hat und deshalb auch jeder von dem Forum der Geschichte selbst freigesprochen wird — um nachher freilich doch als der Besiegte eines zwar standhaft ausgetragenen, in Wahrheit aber nicht bewältigten Fatums in die Geschichte einzugehen und höchstens im Rosengarten der Sage als ein verkklärter Geist fortzuleben.

Wäre ich Dichter, ich würde nicht eher ruhen, bis ich diese noch immer ungedichtete Tragödie unserer Geschichte dem Volke feuerzünftig in seine Seele eingeglüht hätte. Das Allzumenschliche, das nirgends fehlt und fehlen darf, wenn menschliche Tragik an menschliche Herzen rühren soll, würde ich dabei keineswegs verheimlichen. Ich würde es nicht beschönigen, daß dieser Barbarossa, dem seine sprichwörtlich kaiserliche Haltung die Ehrfurcht aller Völker einträgt, dennoch die sächsischen Vasallen Heinrichs zu einem unedlen Gelöbniß überredet hat, als dieser auf seiner Kreuzfahrt weilte. Und ich würde es auch nicht verschweigen, daß wiederum der Löwe selbst das Zwiegespräch in Chiavenna durch seine übel angebrachte Forderung, es ist schon mehr eine Erpressung, auf die Vogtei von Goslar geradezu verunehrt. Dies alles ließe ich nicht ungesagt, doch müßte es mir nur dazu dienen, mit desto herberer Sachlichkeit die reine Symbolik jenes Auftritts herauszustellen. Denn wenn hier in äußerster Bedrängnis der Staufer vor dem Welfen kniet und sich fast schlimmer demütigt, schamverletzender, als weiland sogar der vierte Heinrich vor dem Mönche Hildebrand — dann ringt eben der integrale Staat als solcher um seinen Ur-Sinn, der ihm den Schutz der allständischen Gesellschaft vor dem Aufruhr der Einzelstände zur ehernen Geschichtspflicht macht. Und auf der anderen Seite — wenn hier ein Vasall und Lehensmann, der mit seinem von Verona bis Lübeck ausgebreiteten Territorium gleichzeitig Gunstbeweise ohne Zahl von seinem obersten Lehensherrscher empfangen hat und von ihm sogar schier zum Range eines königlichen Mitregenten erhoben wurde; wenn ausgerechnet ein solcher Lehensmann einem solchen Lehensherrscher in solch äußerster Bedrängnis die Gefolgschaft weigert, den Lehenseid bricht, die fides verletzt und sich für jede Folgezeit dem Vorwurfe der Felonie aussetzt: was anderes sollte, was anderes konnte ihn dazu bewegen als eine letzte unverbrüchliche Treue zu der anvertrauten Erde, die er, dominus terrae weniger im staatsrechtlichen Vollsinn als im eigentlichen Hintersinn dieses Wortes, soeben gegen die Wenden endgültig befriedet und über ihre alten Grenzen im Osten weit hinaus mit deutschen Menschen behaust hat. So aber steht hier Barbarossa gleichsam von Ewigkeit wider Heinrich, Heinrich von Ewigkeit wider Barbarossa. Und in der Tat, hat nicht gestern noch der verstorbte Sachsenherzog Widutind geheißt, und sein kaiserlicher Widersacher Karl? Wird er nicht morgen schon Friedrich von Hohenzollern heißen, Erzkönig von Preußen, und von der Geschichte, die jetzt geradezu ins Mythische hinüberspielt, zum Gegner der mütterlichsten Frau ausersehen, die jemals einer „integralen“ Großmacht vorstand? Ja, wird er noch etwas später nicht gar Otto von Bismarck heißen, als Erzkanzler eines größeren Preußens mit Sachsenland und Sachsenwald nicht minder geheimnisvoll verbunden wie jener Erzkönig vor ihm durch seine zweite Besiedelung des Ostens mit Heinrich dem Löwen?

VI.

Wäre ich Dichter, habe ich vorhin gesagt so wollte ich nicht eher ruhen, bis ich den Auftritt in Chiavenna zu unserer politischen Tragödie umgedichtet hätte. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, füge ich schnellstens hinzu, daß die Geschichte keine Tragödien liebt, auch wenn sie immer wieder die Stoffe dafür liefert. Nein! Die Geschichte

hat keine Freude am Feldgeschrei der Welfen und der Waiblinger, weil sie, in allen Parteien stets gleichmäßig zugegen und unter allen Umständen nach ihrer höchst-eigenen Gerechtigkeit trachtend, stets über die Parteien hinauszielt. Wo sie Unvereinbares einander hart gegenüberstellt, da fordert, da befiehlt sie in versiegelter Ordre dessen Vereinigung in einem Dritten, und so fordert, so befiehlt sie auch in unserem Falle nicht etwa die Kollision der beiden Staatsideen, sondern ihre synthetische Durchdringung. Gehorsam dieser versiegelten Ordre haben denn auch Barbarossas nächste Thronerben in Unteritalien ihrerseits einen territorialen Staat errichtet, so daß für einen schwebenden Augenblick der politische Auftrag an unsere Deutschesheit wirklich erfüllt erscheint. Während der kurzen Jahre der päpstlichen Sedisvakanz (1241–1243) waltet der dominus terrae von Sizilien unmittelbar auch als der dominus mundi; in der Person des zweiten Friedrich ist der integrale Staat mit dem territorialen versöhnt, und wenn die Geschichte trotzdem diese originale Lösung verwirft, steht dies auf einem hier nicht aufzuschlagenden Blatte.

Genug also, daß seit dem Ausgang der Staufer die Hoffnung auf eine Verwirklichung des uns vorgezeichneten Staatsgedankens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verblaßt ist und erst wieder auftaucht in dieser gärenden Ära der deutschen Revolution mit ihren nicht abzusehenden Aspekten! In klarem Widersatz zur französischen Revolution erhebt die deutsche Revolution zum erstenmal wieder seit unserm Mittelalter das allständische Prinzip zum Leitziel schöpferischer Politik. Gleichzeitig aber erahnt sie das landschaftliche, ja stammeshaftliche Prinzip als einzige Möglichkeit, nach der Zerstörung der mittelalterlichen Kosmologie und des für sie charakteristischen „Stufendenkens“ in den Staat die auf die Dauer doch unentbehrliche Hierarchie einzubauen. Je baldier die deutsche Revolution erkennen wird, daß auch sie die Demokratisierung der eigentlichen Gesellschaft nicht rückgängig machen kann, und daß den Ständen als solchen kein Unten und kein Oben, kein Hoch und kein Nieder mehr abzugewinnen ist — desto entschiedener wird sie auch die landschaftlichen und stammeshaften Gegebenheiten des deutschen Volkes nutzen lernen, um aus ihnen je nach Umfang, Wert und Bedeutsamkeit der einzelnen Dienst- und Amtsbereiche ein lebensfähiges hierarchisches System zu entwickeln. Gilt es für einen kommenden status der Deutschen, die Gesellschaft immer reicher in ihre Berufsgruppen und sogar in ihre Altersklassen und Geschlechtsverbände auszuzweigen und einer Verwilderung seiner sozialen Glieder durch eine rechtzeitige Integration ebenso bewußt entgegenzuwirken wie ihrer Rückbildung: so gilt es erst recht für ihn, dem ungestillten Drange unserer Volkheit nach einer echten Ordnung zu genügen, von der wir ja erfahren haben, daß sie sich mit einer echten Stufung deckt. Unbeschadet des nicht abzuleugnenden Mangels an einer allgemein verpflichtenden Rangordnung der Werte, liefert die politische Verantwortlichkeit landschaftlich-stammeshaftlich gestaffelter Dienst- und Amtsbereiche immerhin einen brauchbaren Ersatz für diese Rangordnung und so auch einen Ersatz für den vermißten neuen Adel. Ihn, der seinerseits eine politische Hierarchie überhaupt erst krönen würde, können wir leider nicht aus dem Boden stampfen: und doch wird es zu guter Letzt der Boden sein, der den status einer allständischen Gesellschaft in Wahrheit zu unserm deutschen status macht. Ohne Zweifel bleibt für Revolutionen das zutreffende Wort in Kraft, welches man sonst von den Dichtern gebraucht hat — daß sie nämlich „immer bis zum Äußersten gehen“ müßten! Unsere deutsche Revolution indessen wird eben in dem Maße deutscher und immer deutscher werden, als sie nicht sowohl bis zum Äußersten, wohl aber bis zum Innersten geht. Bis zum Innersten sage ich, wo alle staatsgestaltenden Kräfte unserer Geschichte ihren übergeschichtlichen Quellpunkt haben und wo der Deutsche dieser Zeit im Ewigen Deutschen seinen Ursprung nimmt.

Der nächste Weltkrieg

I.

Die hundert Jahre Diktatur der weißen Rasse über die Menschenwelt sind zu Ende — jene hundert Jahre, in denen von dem kleinen Vorgebirge Asiens, das Europa heißt, immer neue Erdteile wirtschaftlich, politisch oder als Siedlungsgebiete hörig gemacht worden sind. Im Blutmeer des großen Krieges von 1914–1918 ist dieses — eines der größten — Kapitel der Geschichte versunken. Eine ungeheure Krise dämmert herauf, zwangsläufig und unentrinnbar. Die Welt der Farbigen ist in Bewegung. Asien, seit Jahrtausenden immer wieder Befruchterin des irdischen Geschlechts, ist aufgestanden. In einer Milliarde Menschen ist das Bewußtsein aufgewacht, nun stark genug geworden zu sein, ihre Geschicke selbst zu lenken. So wie wir von einer „gelben Gefahr“ zu sprechen gewohnt sind, so fliegt heute durch den unendlichen Kontinent das Wort von der „weißen Gefahr“.

Woher kommt diese plötzliche Besinnung, diese neugeborene Kraft? Nicht die Technik allein ist es, die sich nun gegen ihre Väter wendet. Es ist vor allem ein aus uralten Quellen neu hervorbrechender nationaler Idealismus, eine tiefreligiöse Moral, die in Japan wie in Persien, in Indien, China, wie in der arabischen Welt dem Materialismus der weißen Welt sich entgegenstellt. Es ist letztlich die Sehnsucht nach jener moralischen, geistigen und politischen Gleichberechtigung, um die auch wir Deutschen seit all den Jahren nach dem Weltkriegsende kämpfen, weil wir ohne sie nicht leben können. Es ist die Erkenntnis, daß nur aus den Wurzeln nationaler Eigenkraft heraus jene neue Welt geboren werden kann, die wir alle nach dem Zusammenbruch der alten ersehnen.

Im Sommer 1932 schrieb der bisherige japanische Kriegsminister Sadao Araki, der große Mann des Inselreiches, der zur vorläufigen Beruhigung der politischen Bühne vom Rampenlicht etwas zurückgetreten ist, im „*Kaisho*“, dem Blatt des Soldatenbundes, die folgenden programmatischen und feherischen Worte: „Der Geist Japans muß über die sieben Meere und die fünf Kontinente verbreitet werden. Alles, was sich seiner Ausbreitung entgegenstellt, ist zu beseitigen, nötigenfalls mit Gewalt. Die Länder Ostasiens sind von den weißen Völkern unterdrückt worden. Japan wird sich diese Anmaßung nicht länger gefallen lassen. Es ist die Pflicht des japanischen Volkes, sich jeder Aktion der Mächte entgegenzustellen, die der japanischen Herrschaft zuwiderläuft. Die Mandchurei und Mongolei bilden die Tore für die Ausbreitung der japanischen Herrschaft. Japan wünscht eine Mongolei für die Mongolen, wo Ruhe und Frieden gesichert ist. Es kann nicht zulassen, daß sie von einer fremden Macht erobert wird. Die Mongolei mag sich für Japans Friedensmission als ein größeres Hindernis erweisen, als es die Mandchurei war. Wir werden nicht vergessen, daß der Name Wladivostok „Beherrscherin des Fernen Ostens“ bedeutet und daß die russische Stadt noch immer diesen Namen trägt.“

Das ist deutlich genug. Noch deutlicher spricht die bevorstehende Ausrufung des letzten chinesischen Kaisers, des jungen Puji, zum Kaiser der Mandchurei und Mongolei. Sie nimmt die Tradition der großasiatischen Herrscheridee des Reiches der Mitte wieder auf. Japanische Truppen stehen bereits auf dem Boden der Inneren Mongolei. Bis vor kurzem noch verhandelten dort die Bannerfürsten der Stämme mit Nanking, um von der Vergewaltigung durch lokale Militärgouverneure und vor allem von dem Druck der stetig nach Norden wandernden Welle chinesischer Bauern loszukommen, die den Nomaden die Weidegründe wegnehmen und sie mit ihren Viehherden immer mehr gegen die Wüste treiben. Aber Nanking war auch diesmal langsam und schwach.

Inzwischen haben die Mongolen die Autonomie ausgerufen. Von da bis zur japanischen Kontrolle ist der Weg nicht mehr weit. Der Anschluß an Mandschukuo steht vor der Tür.

II.

Die Äußere Mongolei und Tannu-Tuwa, die Heimat der einst furchterregenden Reitervölker des Weltoberers, Dschingischan, drei- bis viermal so groß wie das Deutsche Reich, stehen gegenwärtig restlos im russischen Machtbereich. Seit dem Jahre 1921 sind diese Gebiete Sowjetstaaten nach dem Muster von Moskau. Die alten Bannerfürsten sind entthront, in Rußland ausgebildete Burjaten die Träger der eigentlichen Regierungsgewalt. Die äußere Politik wird von Moskau dirigiert. Zu vielen Tausenden flüchten die national eingestellten Mongolen über die Grenze nach der Inneren Mongolei ... Arakis Worte gegen Rußland zeigen, wohin Japan hier



Sinki-ang ist das werdende Sturmszentrum des Kampfes um den asiatischen Kontinent. Dorthin zeigen die Marschlinien der großen Kontinentalmächte der Welt: Rußlands, Anglo-Indiens, Chinas und Japans. Dorthin, vor allem nach dem westlichen Teil, nach Chinesisch-Westturkestan, zeigt Kaiser Pujis große Mission.

Die starke Umrißlinie zeigt die Schutzstaaten und Interessengebiete Rußlands (Äußere Sowjet-Mongolei) und Englands (Afghanistan und Tibet) in Innerasien

Die politischen Kraftlinien in Inner=Asien

zielt. Der Mongolenkaiser Puji wird, trotz Stalins schöner Wendung von der fremden Schweineschnauze im sowjetistischen Gemüsegarten, nicht lange auf diese größte aller Perlen in seiner Krone warten müssen.

Was ist Japans letzter Traum hier im innerasiatischen Bereich?

Durch die Einwanderungsverbote der USA. und des britischen Imperiums sind ihm die besten Siedlungsgebiete für seine in Zwergwirtschaft versunkenen Bauern versperrt. Seine Bevölkerung nimmt jährlich um eine Million Köpfe zu. Vergebens versucht es, durch eine beispiellos schnelle Industrialisierung seiner Wirtschaft diesem Überschuß an Menschen Arbeit und Brot zu verschaffen. In seinem an Rohstoffen und Boden überreichen neuen Festlandsreich von Mandschukuo sieht es sich der unüberwindbaren Konkurrenz des bedürfnislosen, vor Hungersnot und Seuche auch hier aus dem eigentlichen China nach Norden flüchtenden chinesischen Bauern gegenüber. Dazu kommt, daß der japanische Kolone das im Winter eisige, im Sommer glühende Klima der Mandschurei nicht erträgt. Ganz ähnlich aber liegen die sozialen und klimatischen Verhältnisse in der Inneren Mongolei. In der Äußeren Mongolei ist Siedlung größeren Ausmaßes heute überhaupt nicht möglich. Daß dort irgendwelche

Bodenschätze vorhanden sind, ist bisher nicht festgestellt worden. Die „Befriedung“ dieser riesigen Länderstrecken mit der „pax japonica“ kann also nur den Sinn einer Gewinnung politischer Etappenstationen haben. In der Tat ist wohl das letzte Ziel dieses Weges nach dem Fernen Westen ein rein politisch-militärisches. Über die beiden Mongoleien geht die Völkerstraße nach dem Kreuz von Asien, dem Pamirplateau und dem — heute noch dem Namen nach chinesischen — Ost-Turkestan. Hier stoßen die Ländermassen der größten Territorialreiche der europäisch-asiatischen Welt zusammen: China, Rußland, das britische Imperium (mit Indien) und bald wohl auch das neue, größere Japan. Von hier aus ist das Problem Asien in seiner Gänge aufrollbar, der phantastische Gedanke eines japanischen Kaisertums über Asien nicht ganz so utopistisch wie bisher. Entfernungen spielen ja heute im Zeitalter des Flugzeugs und Autos (die Äußere Mongolei ist in ihrem größten Teil auch ohne Straßen für Autos befahrbar!) längst keine trennende Rolle mehr. Hier, im Herzen von Asien, liegt der Knotenpunkt aller Weltpolitik von morgen.

Schaffung eines rein japanischen Nordmeeres durch die Wegnahme der russischen Küstenprovinz, Nordschachalin und vor allem Wladiwostok sowie die am laufenden Band erfolgende und noch zu erwartende Geburt einer Reihe von japanischen Kontrollstaaten wie Mandschukuo, Innere, Äußere Mongolei und schließlich Chinesisch-Ostturkestan, das nun schon seit Monaten von Kämpfen russischer, japanischer, chinesischer und britischer Partisanen durchtobt ist, sind nur die ersten Etappen jener asiatischen „Monroe-Doktrin“, wie sie in unzähligen Reden, Memoranden und Artikeln nicht nur von Araki, sondern von fast allen in Verantwortung stehenden japanischen Staatsmännern „ganz geheim“ oder in aller Öffentlichkeit gefordert worden sind. In Sinkiang hat neuerdings der Mohammedanerführer General Ma, vermutlich in japanischem Gold, sich des ganzen Gebiets von Urumtschi an der russischen Grenze bemächtigen können. Das deutet auf ein weiteres Auswerten asiatischer Gegensätze durch Japan vor allem in Kansu, der chinesischen Grenzprovinz gegen Tibet und die Mongolei, hin. Denn Kansu ist zum großen Teil von Mohammedanern bewohnt, die immer wieder in beispielloses blutigen Kämpfen versucht haben, sich gegen die chinesische Zwangsherrschaft zu behaupten. In fast unbegreiflicher Zielbewußtheit und mit einer Energie, die nur restlos bewundert werden kann, schiebt Japan den Zeiger der Weltenuhr auch hier immer weiter.

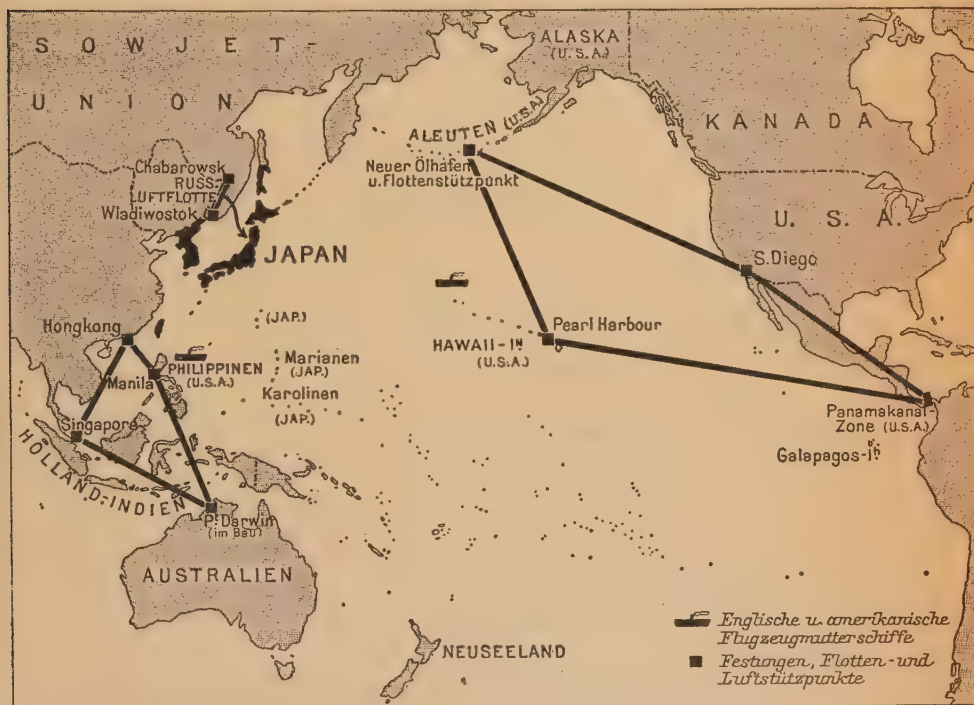
Aber in der Fata morgana japanischer Weltherrschaft ist dies nur der eine Weg. Er soll die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Voraussetzungen schaffen für jene blutigste aller Entscheidungen, die kommen mag. Der andere weist nach Süden. Ins große, geschlossene Siedlungsgebiet von morgen, ins japanische Bauernland überm Meer. Aus klimatischen und siedlungstechnischen Bedingungen kommen hier, im Gebiet des Pazifik, vor allem Französisch-Indochina und Australien in Frage. In dem französischen Kolonialgebiet, das in der rein tropischen Zone liegt, ist der Druck der chinesischen Massenwanderung noch nicht vorhanden. In Australien bietet sich ein Weltteil, der fast so groß ist wie Europa und dabei von nur sechseinhalb Millionen Menschen besiedelt wird, von denen noch dazu gut die Hälfte in den vier großen Städten an der Küste wohnt. Man hat in Australien lange vermutet, daß die japanische Sehnsucht allein auf das tropische und subtropische Nordgebiet geht, und haarscharf bewiesen, daß dort mit einer einzigen Ausnahme nur Weide- und Viehzuchtland verfügbar ist. Erst in allerletzter Zeit zeigt die jetzt durch den ganzen Kontinent rasende Panik, daß man erkannt hat: die japanischen Wünsche gehen aufs Ganze, auf das bisher durch Sperren aller Art so ängstlich gehütete gewerkschaftliche „White mans country“ selbst.

III.

All diesem Werden gegenüber sehen sich, und das ist vielleicht das drastischste Anzeichen der völligen Veränderung der Weltlage, die weißen Herrenvölker im asiatischen

Raum und dem Gebiet des Pazifik aus der bisherigen Offensive in die völlige Defensive gedrängt. Zwei Ideen, beide asiatischem Geiste entsprungen, bedrängen sie: der neue Nationalismus der Farbigen und der Kommunismus der russischen Sowjets, der auf seine eigene blutige Weise Asien und der Welt das Heil bringen will. Um die Politik der großen Mächte, heute und morgen, zu verstehen, wird man die Dosierung jeder dieser beiden Gefahren im Einzelfall untersuchen müssen.

Am wenigsten fühlen sich durch den Kommunismus bisher die Vereinigten Staaten von Nordamerika bedroht. Für sie steht im Vordergrund die Aufrollung des Machtproblems im ganzen Stillen Ozean durch Japan und die Bedrohung des chinesischen Marktes, der für die USA. nach dem Verfall des Geschäftes mit Europa und dem



Die Sperrpolygone der Angelfachsenmächte im Stillen Ozean

sich mindernden Absatz nach Südamerika das letzte große Geschäft der Zukunft bedeutet. Daher die neue Tuchfühlung mit Moskau, Litwinows Empfang in Washington und Abmachungen zwischen den beiden Mächten, die allen Dementis zum Trotz für den Ernstfall ein gemeinsames Vorgehen gegen das Inselreich festlegen. Für Englands östlichen Besitz und damit für den Bestand des Reiches selbst halten sich die beiden Gefahren die Waage. Es würde der Tradition seiner Politik nur entsprechen, wenn es in der ersten Etappe der Auseinandersetzung seine beiden Widersacher Japan und Rußland in den Kampf schicken und selbst erst so spät wie möglich, vielleicht gezwungen durch das australische Problem, auf die Wahlstatt treten würde. Ein unsicherer Rantonist ist Frankreich, dessen indonesisches Kolonialreich jedem Zugriff gegenüber vorläufig so gut wie wehrlos ist. Ein Freundschaftsvertrag mit Japan besteht, die Gründung einer französisch-japanischen Ausbeutungs-gesellschaft für Mandschukuo ist unlängst erfolgt.

Noch immer scheint Frankreich von der etwas nebelhaften Hoffnung beherrscht, sich im Fernen Osten auf der Zuschauertribüne halten zu können.

Interessant ist die jüngste Entwicklung der Dinge in China. Hier rüttelt der Kommunismus immer mehr am Reichsbestand. Ganze Provinzen haben sich dem Kommunismus ergeben, sein Kerngebiet liegt in Süd-Kiangsi und Fukien, wo heute schon über fünfhundert Städte und Dörfer vollkommen sowjetisiert sind. Vielleicht bringt diese Entwicklung der Dinge eine zeitweise Entente mit dem mostaufeindlichen Japan mit sich. China ist sich zudem klar bewußt, daß es in einem künftigen Krieg den Schauplatz abgeben müßte. Auch das Reich der Mitte ist heute wehrlos und deshalb unfähig, offen für und wider Partei zu ergreifen. Aber es rüstet. Bis 1936 will Nanjing allein eine Streitmacht von 850 Kriessflugzeugen in Dienst gestellt haben. Eine ganze Anzahl amerikanischer Instruktoren sind hier am Werk; die Flugzeugbestellungen, die nach USA. gehen, belaufen sich jährlich auf viele Millionen.

Der Krieg im Osten wird ja vor allem ein Krieg der Luftflotten sein. Zur See und zu Lande sind sowohl das japanische Stammland als auch sein junges Festlandsreich kaum angreifbar. Der volle Vorteil der inneren Linie steht hier auf Japans Seite. Die Meere im nördlichen Asien werden im Ernstfall ein einziges Minenfeld sein. Aber wenn auch die russische Ostarmee trotz ihrer Motorisierung und dem angeblichen Genie ihres Führers Blücher im besten Fall nur die Defensiv durchzuhalten vermag, so stehen auf der Linie Chabarowsk—Wladiwostok Hunderte von russischen Bombenflugzeugen bereit, die im Verlauf weniger Stunden über den Industriezentren und Munitionslagern der Mandschurei und des japanischen Kernlandes sein können.

Dem allem gegenüber liegt die Strategie der Angelsachsenmächte klar. Ihren Flotten und Flottenstützpunkten fällt vor allem die Aufgabe zu, gewisse Teile des Stillen Ozeans rein defensiv abzuriegeln und aus ihnen heraus die gesicherten Flugzeugmuttertschiffe vorzuschicken, von denen, als von gleichsam künstlichen Inseln, der Flugangriff auf die japanischen Kraftzentren erfolgen kann. Alles deutet auf diese Entwicklung hin. Hals über Kopf wird die amerikanische Luftflotte vergrößert. Die englischen Festungen Hongkong und Singapur werden zu Luftflottenbasen ersten Ranges ausgebaut. An der nordaustralischen Küste entsteht der neue Flugzeug- und U-Boothafen Port Darwin . . . Nach einer Zukunft tiefen Friedens sieht das alles, trotz aller liebenswürdigen Erklärungen der Botschafter hier und dort, nicht aus.

Auch im Schachspiel in Innerasien werden, neben den russischen und japanischen Läufern, die englischen und französischen Bauern gezogen. Tibetische Truppen in englischer Rüstung marschieren gegen die chinesischen Provinzen Szechwan und Nordwest-Yünnan. Französisches Kolonialmilitär regt sich in der Richtung auf die yün-nanesishe Provinzhauptstadt. Gelatomben von Menschenopfern fallen in der Stille, ein Heer von kriegerischen Ameisenvölkern marschiert über den Leib des Riesenreiches der Mitte auf irgendwelche feste Positionen zu. Aber China ist ein ewiger Koloß. In den Jahrtausenden seiner Geschichte hat es unzählige Krisen solcher Art mitgemacht. Es hat sie alle überstanden. Und so wird vielleicht in diesem Ringen um eine Welt China mit seiner unheimlichen Volkskraft und seiner Fähigkeit zu geisterhafter russischer Expansion, der letzte aller Sieger sein.

Die seltsamen drei Alliierten, Rußland, USA. und England, brauchen noch Zeit. Japan weiß, daß nach einem halben Dezennium der zweite Fünfjahrsplan der Sowjets mit seiner Regenerierung des Eisenbahnwesens und seiner weiteren Verschiebung der Kriegsschwerindustrie nach dem Fernen Osten durchgeführt und zur See und in der Luft der Stille Ozean fest in der Hand der finanziell unendlich überlegenen Angelsachsenmächte sein wird. Und so wird es sich, in kühler Abwägung der Chancen, die ihm hier geblieben sind, in jenem Augenblick entscheiden, in dem es selbst — wirtschaftlich wie militärisch — fertig ist.

Regierungssitze sind farbige, Provinz-
hauptorte schwarz unterstrichen
Abkürzung ts. (in China) bedeutet = tscho
ſ (in Japan) = französisch j
ju (in Korea) = dschu





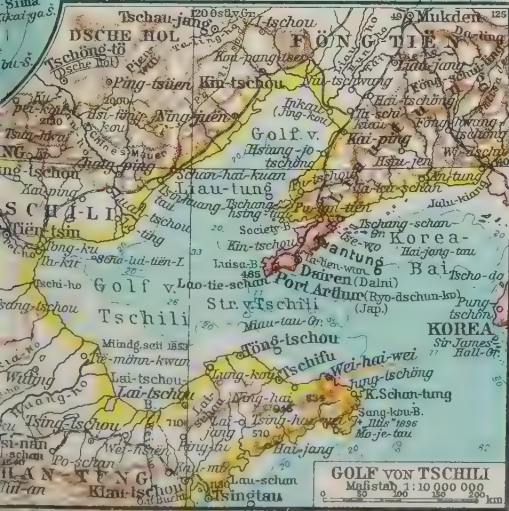
SÜDCHINESISCHES MEER
(NAN-HAI)

OSTCHINESISCHES
MEER

(TUNG-HAI)

DIE SCHWEIZ
im Maßstab der Hauptkarte





GOLF VON TSCHILI

Maßstab 1:10 000 000

0 50 100 150 200 km

Die Wirtschaftsrevolution in USA. und ihr Revolutionär

I.

Das Wirtschaftsexperiment des Präsidenten Roosevelt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika will eine grundlegende Veränderung der Wirtschafts- und Sozialordnung dieses Landes herbeiführen. Diese Revolution des Verhältnisses zwischen Staat und Wirtschaft — so darf das Wirtschaftsexperiment wohl bezeichnet werden — erfolgt ohne eine gleichzeitige politische Revolution. Darum wurden zuerst die einzelnen Maßnahmen als Notmaßnahmen angesehen und auch empfunden. Doch inzwischen ist es auch dem letzten Mann in den Banken Wall-Streets und dem letzten Hinterwälbler klar geworden, daß sich hier neue Grundsätze einer Wirtschafts- und Staatsführung herausbilden. Gerade die brutale Offenheit, mit der Roosevelt vor dem Kongreß in den ersten Tagen des neuen Jahres die Zahlen des Haushaltes der Regierung darlegte, hat auch dem letzten Mann von der Straße ein Licht darüber aufgesteckt, was sich heute in den weiten Räumen der Vereinigten Staaten vollzieht. Denn schließlich sind sieben Milliarden neue Schulden in einem Haushaltsjahr auch für amerikanische Verhältnisse kein Pappenspiel. Zwar hofft der Präsident, den Haushalt des Rechnungsjahres 1935/36 wieder ausgleichen zu können, aber es bleibt die Tatsache, daß am 30. Juni 1935 das Defizit der Vereinigten Staaten noch um einige Milliarden größer sein wird als am Ende des Weltkrieges.

Und doch folgt das amerikanische Volk seinem Präsidenten auf diesem Wege. Es hat ein feines Gefühl dafür, wer sich ernsthaft um die Beseitigung seiner kleinen und großen Nöte abmüht. Gerade die schweigsame und verbissene Gegnerschaft der Wirtschaftsführer und Bankiers hat ihm die Herzen und den Glauben der Farmer, der mittleren und kleineren Geschäftsleute und der Arbeitslosen gewonnen. Der Betrachter von außen liest aus den nüchternen Zahlen und Berichten nur die Schwierigkeiten heraus, er spürt nicht den großen Strom des Vertrauens, von dem der Präsident getragen wird.

Vor kurzem hat Roosevelt wieder zwei neue Siege im Kampfe mit den Mächten der Beherrschung und für eine neue Ethik des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens errungen. Die Banken bekommen nicht nur seine Macht, sondern auch seinen eisernen Willen zu spüren. Als im vergangenen Jahre die Banken zusammenbrachen, da stützte die Regierung ein Drittel der größten Banken von den 14000 bis 15000 Banken in den Staaten. Durch die Form der Stützungsaktion wurde die Regierung entweder Großgläubiger oder Teilhaber. Aber erst vom 1. Januar 1934 ab hat die Regierung aus dieser Stellung Folgerungen gezogen. Der Präsident verlangt nicht nur die Kontrolle, sondern auch die Mitleitung. Den Gedanken einer Sozialisierung des Risikos lehnte er mit sarkastischen Worten in seiner Rede vor dem Kongreß ab. Er will die Regierung sowohl zum aktiven Teilhaber wie zum obersten Kontrollorgan der Banken machen.

Die Banken werden sich diesem Willen beugen müssen. Denn ihre Hoffnung auf den obersten Gerichtshof der Union ist vergeblich gewesen. Wie viele andere Wirtschaftsführer, so glaubten auch die Bankiers, im obersten Gerichtshof einen Bundesgenossen gegen den Präsidenten zu finden. Dieser sollte einzelne Handlungen des Präsidenten als Überschreitung der Vollmacht des Kongresses und die Kontrolle der Regierung

über die Wirtschaft als Verfassungsbruch erklären. Mit fünf gegen vier Stimmen hat aber der oberste Gerichtshof sich auf die Seite des Präsidenten gestellt. Die Begründung dieser Haltung geht vom Notstand aus und enthält Begriffe, die bisher in Amerika fremd waren. „Public welfare“ geht vor „private rights“; wir würden sagen, Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Dies Urteil gibt die wirkliche Stimmung des Landes wieder. Und weil so viel Verwandtes zwischen den Methoden Roosevelts und der Durchführung des Umbaus der deutschen Wirtschaft aus ihrer liberalen Form in eine nationalsozialistische Wirtschaftsform zu erkennen ist, darum ist eine Betrachtung der Rooseveltschen Maßnahmen nicht nur lehrreich und nützlich, sondern geradezu notwendig.

II.

Altem Brauch gemäß leistete Franklin Delano Roosevelt am 4. März 1933 den Eid des Präsidenten. Zwei schwere Schicksalsschläge hat dieser Mann seit seinem ersten Ausscheiden aus dem politischen Leben überwunden. Schwer trifft ihn im Jahre 1920 die politische Niederlage seines Führers und Freundes Wilson. Bis zuletzt hatte er ihm die Treue gehalten. Auch er, der Politiker von Stand und Herkommen, scheidet von der politischen Bühne und widmet sich ganz dem Beruf eines angesehenen Anwalts. Doch schon ein Jahr darauf trifft ihn der zweite Schlag. Eine spinale Kinderlähmung wirft den frohgemuten und kerngesunden neununddreißigjährigen Mann auf das Krankenlager. Aber seine nie ermüdende Willenskraft wird auch Meister über diese schier unheilbare Krankheit. Seine politischen Gegner hatten zu früh frohlockt. Das „enfant terrible“ der Demokraten der Jahre zwischen 1910 und 1920, der Gegner von Tammany Hall, kehrte zurück. Der Posten des Gouverneurs des Staates New York ist das Sprungbrett. Jetzt sitzt dieser Mann im Weißen Hause. Noch immer etwas gelähmt, noch immer muß er sich auf einen Stock stützen, aber eine frische Zuversicht liegt auf seinem Gesicht, von den willensstarken Augen ganz beherrscht. Ein Sieger über sich selbst und seine körperlichen Leiden. So ist er das Symbol des ungebrochenen Glaubens an die Zukunft der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein krankes Volk, zusammengebrochen an den widerstrebenden Spannungen seiner Wirtschafts- und Sozialordnung, hat sich diesen Meister des eigenen Lebens zu seinem Präsidenten erkoren, damit er auch die Not des Volkes meistere.

Beim Antritt seiner Präsidentschaft prägte Wilson einst den Satz: „Wir werden immer gezwungen sein, unsere Präsidenten unter den weisen und klugen Kraftmenschen zu suchen.“ Sein Freund und nunmehr Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl ist aus diesem Holze geschnitten, denn sein Bekenntnis lautet: „Nichts liebe ich so sehr wie einen ordentlichen Kampf.“ Und doch stammt auch von ihm die Formulierung, daß es vielleicht die größte Pflicht des Staatsmannes ist, die Menschen zu erziehen. Sein Erziehungsplan, der „New Deal“ ist ein kämpferischer Plan, der die amerikanische Wirtschafts- und Sozialordnung mit harter Hand, aber weichem Handgelenk zu einem neuen Ziele führt. Wenn auch in Franklin D. Roosevelts Reden mancher Wilsonscher Gedankengang herauszuhören ist, so ist ihr Tonfall doch alles andere als professoral, der Zuhörer spürt hinter jedem Satze die geballte Ladung des Willens und nie rastender Tatkraft.

Nicht nur Wilson hat diesen Politiker geformt. Die Willenskraft schöpft er aus dem Schoße der Familie Roosevelt. Und ob er will oder nicht: mit seinem Vetter fünften Grades hat er manches gemein. Als Franklin nach Collegeboy war, da wurde dieser Vetter Theodore aus der republikanischen Linie des Hauses Roosevelt gerade Präsident der Vereinigten Staaten. Dieser „soziale Imperialist“ war auch ein Kämpfer und hatte oft Gegner zu bestehen, die heute Franklin D. Roosevelt nur gezwungen

folgen. Er hat zum ersten Male den Grundsatz des „Help Yourself“ zugunsten der Arbeitnehmer durchbrochen. Es war im Jahre 1903, als er die widerstrebenden Grubenbesitzer an den Verhandlungstisch mit den Vertretern der Bergarbeiter zwang, um den wirtschaftszerstörenden Bergarbeiterstreik in Kalifornien durch eine Schlichtung zu beenden.

Aber am meisten ähnelt Franklin D. Roosevelt einem anderen demokratischen Präsidenten. Sowohl als politischer Typus wie in den Grundsätzen der Regierung hat er sehr viel mit Präsident Jackson gemein. Was bei Roosevelt der „Gehirntrist“ ist, war bei Jackson das „Rüchekabinett“. Auch dieser Demokrat regierte nicht zugunsten eines Teiles, sondern für das ganze Volk. Aus einer solchen Einstellung heraus wurde er im Ab Laufe seiner Präsidentschaft zu einem scharfen Gegner des Bankkapitals. In den Banken sah er das Werkzeug des Kapitalismus gegen den Staat. Sein Einspruch im Jahre 1832 verhinderte die Schaffung einer Zentralbank bis zum Jahre 1914.

„Es ist klar, daß die Lösung nicht in Eintagspolitik und in Arzneien für die letzte Minute liegt, sondern darin, daß man dem Übel auf den Grund geht.“ Dieser Satz zeigt den ganzen Roosevelt. Den Mann des Versuches und der Geduld. Sein großer Vorgänger Jackson hatte einen ersten Kampf mit dem heraufkommenden Kapitalismus bestanden, Roosevelt wird mit dem sinkenden Kapitalismus die entscheidende Schlacht schlagen müssen. Dieser Kampf wird nicht nur im frisch-fröhlichen Bewegungskrieg der diktatorischen Verhandlungen des Generals Hugh Johnson seinen Ausdruck finden, sondern auch der bitterernste und zähe Grabenkrieg wird sich nicht vermeiden lassen. Aber gerade für diesen Grabenkrieg ist Präsident Roosevelt der richtige Kämpfer, denn sein Kampf gegen seine Lähmung war und ist nichts anderes als solch ein Stellungskrieg mit all den kleinen Vorstößen und Rückschlägen und der ungeheuren Nervenbeanspruchung. Doch Roosevelt erfüllt alle die Bedingungen, die ein Sieger in einem solchen Kampfe nun einmal haben muß.

III.

Als Präsident Roosevelt die Regierung übernahm, glückte die vereinsstaatliche Wirtschaft einem Automobil, dessen verschiedene Teile sich mit nicht übereinstimmenden Geschwindigkeiten bewegten. Vorbei war die Zeit, aus deren Geist heraus noch Präsident Coolidge sagen konnte, daß in USA. in den letzten 150 Jahren mehr Fortschritte gemacht wurden, als in der ganzen Welt von Cäsar bis Washington. Einige Zahlen lassen sich zur Beurteilung der Erbmasse nicht vermeiden.

Zwischen 1899 und 1929 ist die bergbauliche Produktion um 286 Prozent gestiegen, die gewerbliche Produktion um 210 Prozent, die landwirtschaftliche Produktion um 48 Prozent und die Verbrauchsfähigkeit um 230 Prozent. Dieser Produktionssteigerung, für deren Ausmaß es kaum ein brauchbares Adjektiv gibt, steht eine Bevölkerungszunahme um nur 62 Prozent gegenüber.

Und diese schier ins Endlose gestiegene Produktivität hat eine Arbeitslosigkeit ohne Grenzen als ständige Begleitung. Selbst in den Jahren der besten Konjunktur betrug die Arbeitslosigkeit im allgemeinen Gewerbe, bei den Eisenbahnen, im Bergbau und im Baugewerbe durchschnittlich 10 Prozent. Zwischen 1920 und 1930 hat der Bergbau 100 000 Arbeiter und die Eisenbahn 500 000 Arbeiter freigesetzt. Selbst 1929 beschäftigte die gesamte Industrie 255 000 Arbeiter weniger als 1920. Mit 40 Jahren war der amerikanische Arbeitsmann zu alt. Die Rehrseite war die Zunahme der Beschäftigung der Frauen. Der erhöhte Lebensaufwand der Familien, die Tilgung der durch Reklame aufgeschwankten Raten verlangten die weitgehende Mitarbeit der Frau. Noch 1900 wurden 17,7 Prozent arbeitende Frauen in der Industrie gezählt, 1930 hatte ihre Zahl auf 21,9 Prozent zugenommen. An die Stelle des erzeugenden Arbeiters war der Zwischenhändler, der Reklamefachmann, der Stenograph getreten. Nicht der

Arbeitsmann war die Hauptperson oder der Betriebsleiter, sondern der Verkäufer und der Reklamefachmann. Im Jahre 1890 behandelte ein Arbeiter die Güter, die von $8\frac{1}{2}$ gewonnen wurden. Im Jahre 1930 dagegen entfielen auf einen Händler $21\frac{1}{2}$ Arbeiter.

Dies war der Stand bis zum Ausbruch desjenigen Ereignisses, das wir, national-ökonomischem Sprachgebrauch folgend, als Krise der Weltwirtschaft zu bezeichnen uns angewöhnt haben.

Noch einige Zahlen für die Krisenzeit. Als Maßstab seien die Meßziffern für den Beschäftigungsstand, die Lohnsummen und die Großhandelspreise benützt. Der Beschäftigungsstand ist danach von 98,6 im März 1929 auf 55,1 im März 1933 zurückgegangen. In nüchternen Zahlen ausgedrückt, 14 Millionen Arbeitslose bevölkerten die Straßen. Für die Bedeutung dieser Zahl eine kleine soziologische Einschaltung. Zuerst wurde der hochqualifizierte Arbeiter, der Angloamerikaner, von der Geißel der Arbeitslosigkeit erfaßt. Es folgte dann der Einwanderer aus Süd- und Osteuropa, und ganz zuletzt erst wurde der billige und genügsame Neger von diesem modernen Gespenst ergriffen. Die Lohnsummen waren noch tiefer gefallen. Lohnkürzungen, Kurzarbeit und Beseitigung von Überzeitarbeit hatten sie von ihrem hohen Stande von 103,9 im März 1929 auf 33,4 im März 1933 stürzen lassen. Die Großhandelspreise waren von 95,3 im März 1929 auf 60,2 im März 1933 gesunken. Die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse waren noch weiter gefallen, von 104,9 im Durchschnitt für 1929 auf 42,8 im März 1933. Die Zahlen für die industrielle Erzeugung haben folgendes Aussehen. Die Produktionsmeßziffer für Roheisen stand im März 1929 auf 108,4 und im März 1933 auf 16,8. Die Erzeugung von Gußstahl ging im gleichen Umfang zurück, der Einbruch in die Erzeugung der Automobilindustrie war noch stärker. Die Börse quittierte dies alles mit einem sensationellen Sturz des Aktienindex. Im September 1929 stand er auf 225 (1926 gleich 100), im März 1933 war er auf 43 weithin hörbar und in jedem Budget fühlbar gefallen.

Diesen Zustand, den sie voranden, kleideten Roosevelts Freunde in folgende Worte: „Ob diese wiederkehrenden Episoden weitverbreiteter Arbeitslosigkeit, ungeheurer finanzieller Verluste und allgemeiner Demoralisierung zu den unvermeidlichen Merkmalen der Wirtschaftsorganisation gehören, welche die westliche Welt entwickelt hat, ist eine Frage, die nur durch weitere Erhebungen und Versuche beantwortet werden kann.“ Sie geben auch gleich die Antwort darauf: „Unsere Eigentumsrechte bleiben, aber sie müssen sich verändern. Die individuelle Initiative muß weiter erhalten bleiben, aber diese Initiative hat heute weiterreichende Möglichkeiten, sie berührt andere unmittelbar und muß daher einer öffentlichen Kontrolle unterworfen sein.“

IV.

Der Präsident hat sein Amt nicht unvorbereitet angetreten. Die jahrelange Krankheit hatte ihm reichlich Zeit zur Beobachtung und Erforschung der Wirtschafts- und Sozialordnung der Vereinigten Staaten gegeben. In seinem Krankenbett entstand der viel besprochene und sehr umkämpfte „Gehirntrüß“. Hier am Bettrand wurden jahrelang alle Ereignisse aus den Staaten und den andern Ländern im engen Freundeskreis besprochen. Hier arbeitete Roosevelt mit seinem Sekretär und Freund McHenry Howe, hier las ihm Professor Moley die wichtigsten nationalökonomischen Neuerscheinungen vor, und hier pflegte ihn seine Gattin. Die Übung von Jahren ist zur Gewohnheit geworden. Dieser kleine Kreis, die Gattin und die engsten Freunde der Familie und Roosevelts Mitarbeiter, versammelt sich auch jetzt noch an jedem Morgen zur Frühstückszeit am Bette des Präsidenten. Manche Tagesordnung des Kabinetts wird dabei festgelegt, mancher Erlaß durchgesprochen, und es sollen nicht die unwichtigsten Regierungsmaßnahmen sein, die hier vorbereitet werden.

Um dieses Betrandkabinett als Kern lagert sich der eigentliche „Gehirntruf“. Selbst der amerikanischen Öffentlichkeit waren die Mitglieder bis zum Amtsantritt Roosevelts unbekannt. Junge Professoren sind es, noch nicht einmal die führenden und allgemein anerkannten Köpfe ihrer Wissenschaft. Ihre Aufgabe liegt nicht so sehr in der Beratung des Präsidenten, sondern in der Herbeischaffung von Tatsachen und der Erforschung von Mißständen. Die einzelnen Entwicklungslinien des wirtschaftlichen Ablaufes sollen untersucht und in Beziehung miteinander gebracht werden. Aber allem aber steht die Aufgabe, Amerika als Ganzes zu betrachten. Sie hat sich der Präsident aber im wesentlichen selbst vorbehalten. Die Mitglieder des „Gehirntrufes“ sind dafür nur seine Assistenten.

Einzelne Mitglieder des „Gehirntrufes“ sind sehr umkämpft. Schon der Name „Sowjet der großen Denker“, wie er von der oppositionellen Presse genannt wird, ist dafür ein Beispiel. Denn in diesem Kreise tritt man für den Ausbau der staatlichen Kontrolle im Wirtschaftsleben ein und für „eine brutale und erbarmungslose Besteuerung aller Reichen“. Hier wurde auch die Anerkennung der Sowjetunion vorbereitet. Unter dem Eindruck dieser Bestrebungen konnte dann die Bemerkung des Senators Carter Claß, Virginia, entstehen: „Ich habe keinen Grund, Rußland anzuerkennen. Aber wir haben uns Rußland mit unserer Planwirtschaft so sehr genähert, daß es uns anerkennen wird.“

Es ist Tatsache, daß einige Professoren sich nicht mit der Stellung des Assistenten begnügen wollen, sondern in Verkennung ihrer tatsächlichen Bedeutung die Übertragung ihrer „reinen“ Theorie in die harte Wirklichkeit verlangen. Doch der gesunde Instinkt Roosevelts wird die möglichen Übergriffe der Professoren schon zu verhindern wissen, denn er hat es bisher verstanden, die Scheidung zwischen den Beratern des „Betrandkabinetts“ und den Assistenten des „Gehirntrufes“ aufrecht zu erhalten.

Daran hat niemand ein größeres Interesse als der dritte Mitarbeiterkreis des Präsidenten, sein eigentliches Kabinett. Denn diese Männer haben die politische Verantwortung zu tragen, während die Professoren ohne öffentliche Verantwortung sind. Auch bei der Zusammensetzung des Kabinetts ist Roosevelt seiner Neigung gefolgt, die Zusammenarbeit von Männern des guten Durchschnitts höher zu werten als ein Kabinett der Prominenten. Bisher hat sich dies Verfahren bestens bewährt. Neben dem Journalisten sitzt der Jurist und neben dem ehemaligen Republikaner der Demokrat.

Über allen und letzten Endes auch frei von allen steht der Präsident. Er für seine Person ist von der Notwendigkeit einer straffen, autoritären Regierung tief durchdrungen. Die Zeit des nationalen Notstandes zwingt die Regierung zu der Kontrolle über die wirtschaftlichen und sozialen Kräfte. Die Regierungsmethoden dieser Zeit werden ihre Spuren schon im Verfassungsaufbau der Vereinigten Staaten hinterlassen. Schon wird diese Möglichkeit öffentlich diskutiert. Der Präsident aber hat es bisher vermieden, dazu Stellung zu nehmen. Ihm genügen seine diktatorischen Vollmachten, die ihm der Kongreß gegeben hat und bei der bestehenden Sachlage wohl jederzeit verlängern und auch erweitern wird. Roosevelt hat Geduld und weiß, daß die Zeit für ihn arbeitet. Wie an seinem Krankenbett mancher Plan entstand, der heute Wirklichkeit geworden ist, so wird aus der Methodik seiner Regierungskunst schon zur gegebenen Zeit die fällige Verfassungsreform in Begriffe und Paragraphen gekleidet werden. Aber schon heute darüber Mutmaßungen anzustellen, ist ein müßiges Unterfangen.

V.

Zwar hatte schon Präsident Hoover in den letzten Amtsjahren mit der Politik des Sichttreibenlassens gebrochen, doch dies nur zugunsten eines Teiles der Industrie- und Bankwirtschaft. Ein neuer Grundsatz war aber damit in die Politik eingezogen. Roosevelt ist erst den entscheidenden Schritt gegangen. Nach einer Klärung der Werte

soll eine neue Wertordnung eingerichtet werden. Die einzelnen Faktoren der Sozial- und Wirtschaftsordnung sollen nun gleichgerichtet werden, damit sich die einzelnen Teile des Autos „Amerikanische Wirtschaft“ wieder mit gleicher Geschwindigkeit und im gleichen Rhythmus vorwärtsbewegen. Seine Regierungsmethoden und Handlungen auf Grund des Gesetzes über den wirtschaftlichen Wiederaufbau sind die beste Antwort auf eine Frage seiner wissenschaftlichen Assistenten nach den Beziehungen zwischen Regierung und Industrie. „Sollen die Männer der Wirtschaft auch die tatsächlichen Herrscher werden, oder sollen die Herrscher Wirtschaftler werden, oder sollen Arbeit und Wissenschaft diejenigen beherrschen, die früher herrschten.“

Vorbei ist die Zeit, da man den augenblicklichen Zustand der amerikanischen Wirtschaft als einen Abschnitt des wirtschaftlichen Kreislaufes ansah. Roosevelts Versuch will die neue Ordnung schaffen. Im Mittelpunkt steht das Gesetz über den wirtschaftlichen Wiederaufbau. Die Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft, die Roosevelt ganz besonders am Herzen liegen, stützen sich auf das Gesetz über die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in der Landwirtschaft und dem Dringlichkeitsgesetz über die landwirtschaftlichen Hypotheken. Diese Grundgesetze werden ergänzt durch nahezu zwanzig andere Gesetze und Verordnungen. Dazu gehören auch die Bestimmungen über die Gold- und Silberankaufspolitik der Regierung und die Abwertung des Dollars. Die bevorzugte Behandlung dieser Bestimmungen in der europäischen und deutschen Handelspresse hat zu einer schiefen Betrachtung und einseitigen Beurteilung der Maßnahmen des amerikanischen Präsidenten geführt. Die Berichtserstatter sind alle getreue Schüler des Liberalismus. Das Geld und das Gold sind für sie die einzigen zuverlässigen Maßstäbe für den Stand einer Wirtschaft. Dabei vergessen sie allzusehr, daß das Gold als Maßstab der Kaufkraft ein rechter Emporkömmling ist, dessen Herrschaft zu keiner Stunde unbestritten war. Zwar sieht es auch jetzt noch so aus, als ob es noch im Besitz seiner alten Stellung wäre, dies einzig und allein durch die anscheinend so einfache Tatsache, daß hin und wieder einzelne Notenbanken kleinere oder größere Mengen Gold unter sich herumreichen zum Ausgleich der Wertschwankungen. Diese Wertschwankungen sind aber immer häufiger in immer kürzer werdenden Zeitabschnitten mit immer größer werdendem Aus Schlag aufeinander gefolgt. Die goldenen Kugeln sind ein Mittel zur Verteidigung der nationalen Wirtschaft und zur Unterstützung der Außenpolitik geworden. Die Spielregeln, auf zahlreichen Konferenzen festgelegt, bestehen nur noch in der Theorie, in der praktischen Wirtschaftspolitik bekümmert sich niemand mehr darum. So übersehen denn die Berichtserstatter die entscheidenden Wandlungen der Wirtschaftsstruktur, wie sie durch die rein nationalwirtschaftlichen Maßnahmen Roosevelts und seines getreuen Knappen, des Generals H. S. Johnson, erzwungen werden. Doch dafür muß man eben eine Antenne haben.

Die größte Sorge des Präsidenten gilt der Farm. Schon um die Jahrhundertwende war der Boden in den Vereinigten Staaten vergeben. Als mit dem Knall der Winchesterbüchse der Start zum Wettrennen nach freiem Land in Oklahoma im Jahre 1899 begann, da erreichten von zehntausend startenden Siedlern nur knapp dreitausend das ersehnte Ziel. Und gar im Jahre 1909, als sich das Schauspiel zum letztenmal wiederholte, fand nur jeder fünfundzwanzigste Wettbewerber eine Heimstatt. Im Jahre 1910 bestanden in allen Staaten 6361 000 Farmen, auf denen über 32 Millionen Menschen Arbeit und Brot fanden. Zwanzig Jahre später hatte sich die Zahl der Farmen auf 6288 000 vermindert, die noch immer 30,4 Millionen Menschen direkt ernährten. In der gleichen Zeit aber ist die Gesamtbevölkerungszahl von USA. um 30,8 Millionen gestiegen. Parallel mit dieser Entwicklung ging die Zunahme des Großgrundbesitzes. Heute werden 28 Prozent des Farmlandes in der Form des Großgrundbesitzes bewirtschaftet. Diese ungesunde Entwicklung sollen die Maßnahmen der Regierung bremsen und eine neue Entwicklungsrichtung

einleiten. Das entscheidende Gesetz beginnt darum mit folgenden Worten: „Da die gegenwärtige schwere Wirtschaftskrise zum Teil die Folge einer ernsthaften und ständig wachsenden Gleichgewichtsstörung zwischen den Preisen für landwirtschaftliche Erzeugnisse und denen anderer Güter ist — eine Gleichgewichtsstörung, die in weitem Maße die Kaufkraft der Landwirte für gewerbliche Erzeugnisse vernichtet, den regelmäßigen Warenaustausch zerstört und die landwirtschaftlichen Werte, auf denen das Kreditwesen des Landes beruht, ernsthaft gefährdet hat — erklärt der Kongreß, daß diese Zustände in der Landwirtschaft den grundlegenden Wirtschaftszweig des Landes, den Verkehr mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die für das Leben der Nation von größter Wichtigkeit sind, beeinträchtigt und den normalen Handel damit erschwert und behindert haben und daher die sofortige Durchführung dieses Gesetzes erfordern.“ Die einzelnen Maßnahmen sehen eine planmäßige Einschränkung der Produktion bestimmter landwirtschaftlicher Erzeugnisse und die Neufinanzierung von landwirtschaftlichen Hypotheken vor. Bis jetzt wurden allein für die Einschränkung der Produktion 964 Millionen Dollars ausgegeben mit dem Erfolg, daß der Index für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sich schon recht beträchtlich gehoben hat. Die Preisschere zugunsten der Industrie beginnt sich zu schließen. Es sind reichlich diktatorische Bestimmungen, die dazu notwendig waren. Zum Teil mußten die Anbauflächen um 30 Prozent vermindert werden. Den Farmern wird eine Entschädigung gezahlt. Die entstehenden Kosten haben durch das Mittel der Steuer diejenigen Personen zu tragen, in deren Besitz die betreffenden Erzeugnisse zuerst gelangen. Also der erste Fabrikant, der die landwirtschaftlichen Roherzeugnisse zu Fertigwaren weiterverarbeitet, ist der Kostenträger. Als angemessener Handelswert, so wird der Maßstab bezeichnet, gilt derjenige Preis, der den Farmern dieselbe Kaufkraft zugute kommen läßt wie in der Vorkriegszeit. Die Bestimmungen über die Neufinanzierung von landwirtschaftlichen Hypotheken sollen den Druck der Verschuldung der Farmer erleichtern. Darüber hinaus sind Beträge von dreihundert Millionen Dollars zur Verfügung gestellt, um die Verschuldung abzulösen, neues Betriebskapital zu schaffen und stillgelegte landwirtschaftliche Betriebe wieder zurückzukaufen. Diese Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft wollen eine Entwicklung revidieren, die durch die Vorherrschaft der Industrie und Wall-Streets seit dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten der Union eingetreten ist. Die Landwirtschaft wird bewußt aus der kapitalistischen Wirtschaft herausgenommen und wieder ihren eigenen Gesetzen unterstellt.

Aber auch in der Industrie mußten Produktion und Verbrauch wieder in ein Gleichgewicht gebracht werden. Es ist die Ansicht des Präsidenten, „daß kein Wirtschaftszweig, dessen Existenz davon abhängt, daß er seinen Arbeitern keinen lebensauskömmlichen Lohn bezahlt, das Recht hat, in diesem Lande weiter zu bestehen.“ Das Gesetz über den wirtschaftlichen Aufbau zwingt die Berufsverbände der Erzeuger in den verschiedenen Industrien, sich zusammenzutun und sich über die Form des Wettbewerbes, der Produktion und des Absatzes zu verständigen. Die Grundsätze der Verständigung werden in den Codes niedergelegt. Diese Codes tragen einen starken planwirtschaftlichen Charakter. Die Aufnahme solcher Bestimmungen geht fast immer auf den Präsidenten selbst zurück. Gleich in dem ersten Vertrag mit der Baumwollindustrie verlangt der Präsident die Einsetzung einer „planing and fair-practice agency“, eines Büros für Planwirtschaft und gegen unlauteren Wettbewerb. Schon der Name enthält die Aufgabe. Die Unternehmer müssen laufend berichten über die Lohnentwicklung und die Arbeitszeit, die Zahl und Umlaufgeschwindigkeit der einzelnen Maschinen, die Ausnutzung der Leistungsfähigkeit des Betriebes, des Bestandes an Vorräten aller Art, des Auftragseinganges und der finanziellen Lage des Unternehmers. Auf Grund dieser Unterlagen soll das Planungsbüro Maßnahmen

vorschlagen, die geeignet sind, „die Erfüllung des Vertrages sicherzustellen, um eine Balancierung von Erzeugung und Absatz herbeizuführen, um die Lage der Industrie und den Umfang der Beschäftigung zu stabilisieren“.

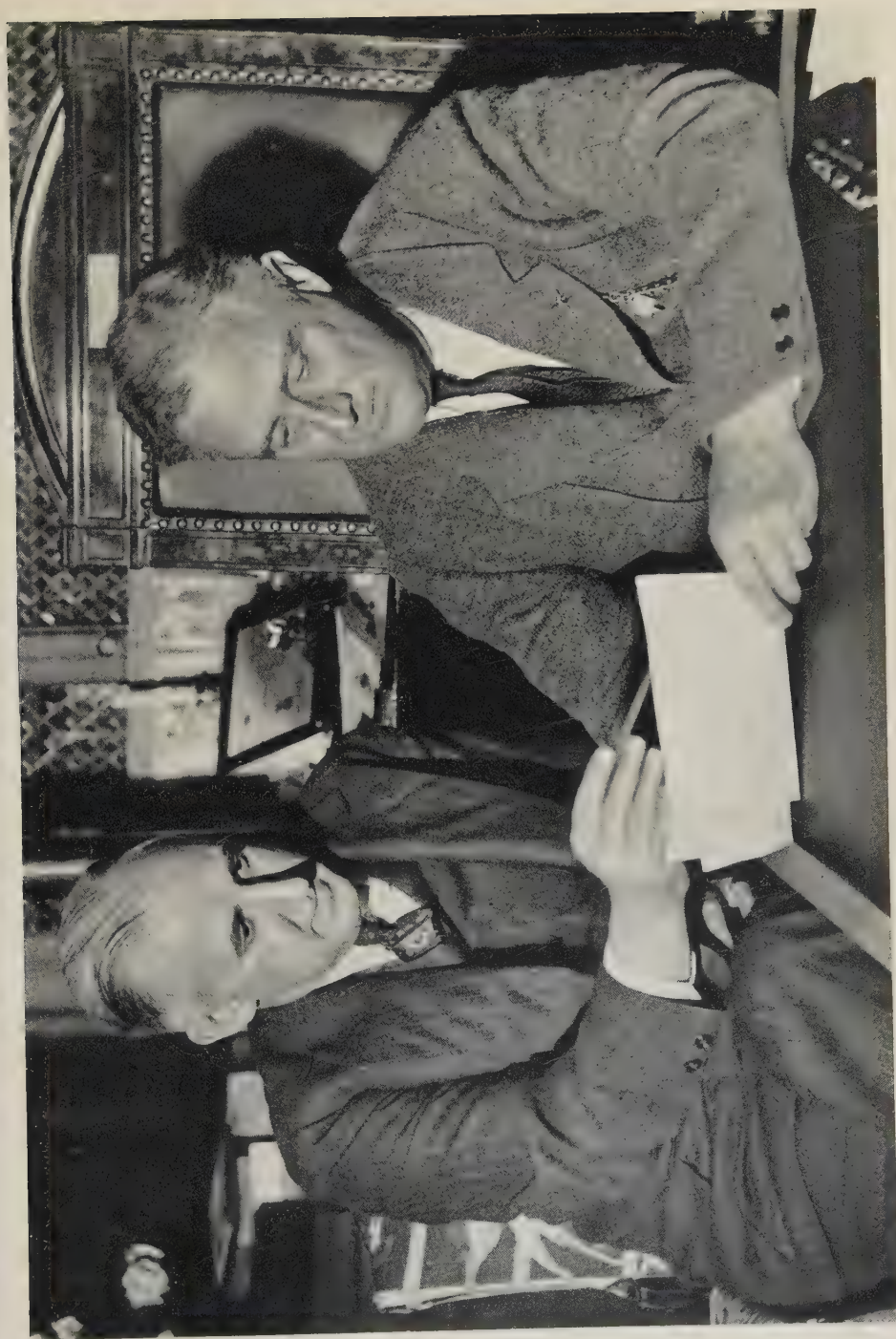
Eng damit verbunden ist die Stärkung des Einflusses der Arbeitnehmer im einzelnen Betrieb. Alle Verträge müssen folgende Bestimmungen enthalten: Die Arbeitnehmer sind berechtigt, sich zusammenzuschließen und durch selbst gewählte Vertreter Gesamtverhandlungen zu führen. Bei der Benennung dieser Vertreter oder bei der Wahl ihrer Organisation oder bei anderen gemeinsamen Maßnahmen zum Zwecke von Gesamtverhandlungen oder anderer gegenseitiger Hilfe oder gegenseitigen Schutzes dürfen sich die Arbeitgeber nicht einmischen oder den Arbeitnehmern irgendeine Beschränkung oder einen Zwang auferlegen. Von keinem Arbeitnehmer und keinem Arbeitsuchenden darf als Bedingung für die Einstellung der Eintritt in einen Werkverein oder der Verzicht auf den Beitritt zu einem unabhängig gewählten Berufsverband oder auf Zugehörigkeit zu oder Mitarbeit in einem solchen Verband verlangt werden.

Die Einführung dieser Bestimmungen ging nicht ohne Kampf ab. Zahlreiche Betriebe widersetzten sich, und dem Herrscher in der Automobilindustrie, Ford, gelang es, eine Sonderabmachung durchzudrücken. Seit dem Inkrafttreten der ersten Codes haben eintausendeinhundert Streiks stattgefunden, an denen über 700 000 Arbeiter beteiligt waren. 9 500 000 Arbeitstage gingen dabei verloren, und die verlorene Lohnsumme wird auf 33,5 Millionen Dollar geschätzt. Die Gewerkschaften haben jedoch einen Mitgliederzuwachs von fast 2 Millionen zu verzeichnen, die Gewerkschaft der Bergarbeiter davon allein 340 000. Dies sind die Zahlen aus dem Kampf um die Durchsetzung der Arbeiterschutzbestimmungen in den Verträgen.

Die Arbeitszeitverkürzung in der Einführung der Höchstarbeitszeit zwischen fünf- und dreißig und vierzig Stunden wöchentlich und die Festlegung der Mindestlöhne sind nur äußerliche Kennzeichen der Notmaßnahmen. Sie werden vergehen und im Zuge der Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Erzeugung und Verbrauch neuen Bestimmungen weichen. Bleiben wird der Eingriff der Regierung und ihre ständige Kontrolle. Bleiben werden die Planungsbüros, und entstehen wird eine neue Wertordnung des amerikanischen Wirtschaftslebens.

VI.

Die Regierung baut ihre leitende Stellung immer mehr aus. Jedes Gesetz und jeder Paragraph bilden dazu eine willkommene Handhabe. Das amerikanische Volk ist mit Roosevelt, und es hat erkannt, daß es sich bei den einzelnen Maßnahmen nicht nur um Notmaßnahmen handelt, sondern um eine Neuordnung der Beziehungen der einzelnen Glieder der Wirtschaft untereinander und zum Staate. Sicher ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Alle diejenigen, welche die Handlungen des Präsidenten als eine gefährliche Spekulation empfinden, werden von ihm selbst an die Stellung der Regierung im Weltkriege erinnert. Das Wiederaufbauprogramm stellt in seiner Gesamtheit, wie der Präsident der Vereinigten Staaten ausgeführt hat, nicht „eine Sammlung zufällig gefasster Pläne dar, sondern es bildet vielmehr die ordentlichen Bestandteile eines zusammenhängenden logischen Ganzen“. Es ist gleichgültig, ob der Präsident in seinem Kampf um die Neuordnung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Vereinigten Staaten Sieger bleibt oder eine vernichtende Niederlage erleidet. Sein Unternehmen wird weitreichende Folgen haben, nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern auch für alle übrigen Länder dieser Erde.



A. P.

Präsident Roosevelt mit seinem wirtschaftlichen Berater Professor Raymond Moley



General Hugh S. Johnson, Administrator of the National Recovery Act (NRA)

A. P.



Streikposten schütten
während des Milch=
streiks für Milwaukee
bestimmte Milch auf die
Straße
(Scherl)



N. Y. T.

Ein Lastwagen mit Schweinen durchbricht die Sperrkette der streikenden Farmer



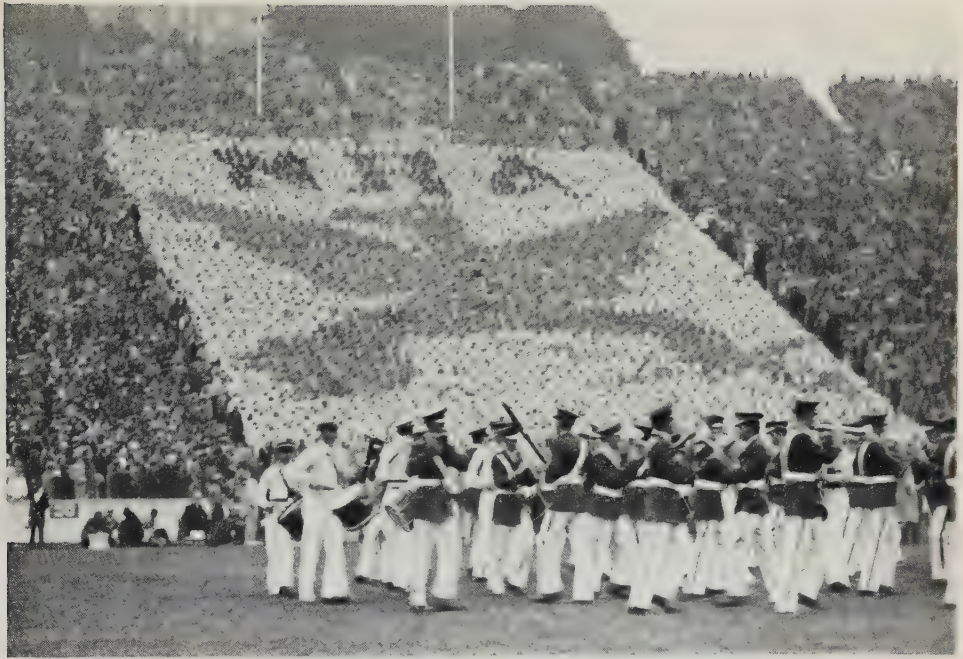
Zwangsversteigerung einer überschuldeten Farm unter dem Schutz von Nationalgardisten

Scherl



Präsident Roosevelt besucht ein Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Pennsylvanien

Scherl



A. P.

Während eines Fußballwettkampfes wird auf der Tribüne von Mitgliedern der beteiligten Sportvereine das NRA-Symbol gestellt



N. Y. T.

Teil des prunkvollen Demonstrationzuges von 250000 New Yorkern für den NRA

Auch in der Kinder-
stube darf das NRA=Abzei-
chen nicht fehlen. (A. P.-Phot.)



Boy Scouts bei der Hil-
fung des NRA=Banners
mit dem blauen Ad-
ler vor dem Hauptquar-
tier in New York (Scherl)

In der Schule
werden an die
Kinder NRA = Ver=
pflichtungsscheine
verteilt, die von
den Eltern unter=
schrieben werden
sollen (A. P. - Phot.)



N. Y. T.

In Cleveland wurde eine riesige Ehrentafel errichtet, auf der die Namen aller Arbeitgeber eingetragen werden, die durch Neueinstellung von Arbeitskräften die Bestrebungen des NRA fördern



Auf dem Flugzeugträger „Saratoga“ stellt die Mannschaft die Buchstaben NRA

Lebendige Vergangenheit

Jacob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte

aus dem Kapitel „Polis“ in dem Abschnitt „Staat und Nation“

Das Lebensmaß, welches eine Polis in sich enthalten muß, wird bezeichnet mit dem Wort Autarkeia, das Genügen. Für unsere Rechnungsart ein sehr dunkles Wort, für den Griechen aber völlig verständlich. Eine Feldmark, welche die nötigsten Lebensmittel schaffte, ein Handelsverkehr und eine Gewerblichkeit, welche für die übrigen Bedürfnisse in mäßiger Weise sorgte, endlich eine Hoplitenschar mindestens so stark als die der nächsten, meist feindlichen Polis, dies waren die Bedingungen jenes „Genügens“. Aristoteles redet hier so deutlich, als man es wünschen mag. Eine Polis, sobald sie zu volkreich ist, kann schon kaum mehr gesetzmäßig leben. Die Zahl der wirklichen Bürger macht eine Stadt groß, nicht eine Vielheit der Gewerksarbeiter (Banausen) bei Wenigkeit der Hoplitens. Die Schönheit liegt auch hier im Begrenzten, im Proportionalen. Ein spannenlanges Schiff ist kein Schiff mehr und ein zwei Stadien langes auch nicht. Eine zu menschenarme Stadt genügt sich nicht; eine allzu bevölkerte genügt sich zwar in betreff der Bedürfnisse, aber als eine Masse, nicht mehr als eine Stadt, denn sie kann keine wahre Verfassung, keine Politeia mehr haben. Welcher Stratege würde solche Massen anführen? welcher Herold würde genügen, wenn er nicht ein Stentor wäre? Um gerecht zu richten und um die Ämter nach Verdienst zu vergeben, müssen die Bürger einander kennen und wissen, welcher Art die Leute sind. Die beste Begrenzung ist, daß die Stadt so groß sei, als das Genügen des Lebens erfordert, aber übersichtlich.

Von dem Individuum wird nicht bloß im Felde und auf Augenblicke, sondern jederzeit die Hingebung der ganzen Existenz verlangt, denn es verdankt dem Ganzen alles; ja schon die Sicherung seines Daseins, welche damals nur der Bürger genießt, und zwar nur in seiner Stadt oder soweit deren Einfluß reicht. Die Polis ist ein höheres Naturprodukt; entstanden ist sie, damit Leben möglich sei, sie existiert aber weiter, damit richtig, glücklich, edel, möglichst nach der Trefflichkeit gelebt werde. Wer hier am Regieren und Regiertwerden teil hat, der ist Bürger: das erstere wird noch näher bestimmt als Teilnahme an Gericht und Ämtern. Allein der Bürger verwirklicht überhaupt all sein Können und jede Tugend im und am Staat, der ganze griechische Geist und seine Kultur steht in stärkster Beziehung zur Polis, und weit die höchsten Hervorbringungen der Poesie und der Kunst des Blütezeitalters gehören nicht dem Privatgenuß, sondern der Öffentlichkeit an.

Kurz, gegenüber der Polis und ihren Interessen fehlt jede Garantie von Leben und Besitz. Und zwar besteht diese Staatsknechtschaft des Individuums unter allen Verfassungen, nur wird sie unter der Demokratie, als sich die verruchtesten Streber für die Polis und deren Interesse ausgeben, das heißt den *Sax salus rei publicae suprema lex esto* in ihrem Sinne interpretieren konnten, am drückendsten gewesen sein.

Als ideales Ganze schaut sich aber die Polis noch in einem andern Sinne und in anderer Gestalt, nämlich in ihrem Nomos, unter welchem Ausdruck bekanntlich Gesetze und Staatsverfassung zusammenbegriffen sind. Er ist das höhere Objektive, welches

über allem Einzeldasein, allem Einzelwillen waltet und sich nicht, wie in der neueren Welt damit begnügt, das Individuum zu beschützen und zu Steuern und Kriegsdienst anzuhalten, sondern die Seele des Ganzen zu sein begehrt.

In der vollendeten Demokratie ist dann die Revisionslust in Permanenz, und man kann dem Namen nach die Verfassung aufs höchste ehren und preisen, zugleich aber durch unaufhörliches Hervorbringen von Volksbeschlüssen (Psephismen) sie aufs stärkste verändern und durchlöchern. Es ist der Zustand, da nach dem Ausdruck des Aristoteles nicht mehr das Gesetz, sondern die Menge herrscht.

Die griechische Staatsidee nämlich, mit ihrer völligen Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine, hatte, wie sich zeigen wird, zugleich die Eigenschaft entwickelt, das Individuum auf das stärkste vorwärts zu treiben. Die Hochbegabten, weil sie dableiben und aushalten mußten, bemächtigten sich nach Kräften der Herrschaft im Staate. Im Namen der Polis regieren hierauf Individuen und Parteien. Die jedesmal herrschende Partei benimmt sich dann völlig so, als ob sie die ganze Polis wäre und deren ganzes Pathos auszuüben das Recht hätte. Wer sich aber im Altertum zur Herrschaft berechtigt glaubt oder sie auch nur begehrt, der erlaubt sich gegen den Gegner oder Konkurrenten sogleich das Äußerste, die Zernichtung.

Alle politischen Strafen, so schuldig der Unterlegene an sich gewesen sein mag, haben in diesen Poleis das Wesen der Rache und des unbedingten Fertigmachens an sich.

Die Hellenen glaubten klar zu sein über die Alternative: entweder wir zernichten jene, oder jene uns, und handelten dann unerbittlich demgemäß. Bezeichnend ist aber für sie das Feierliche an solchem Terrorismus. Daß z. B. Tyrannenmörder, wenn sie das Leben davonbrachten, aufs höchste geehrt wurden und nach ihrem Tode Denkmäler und Kultus erhielten, gibt als etwas Allbekanntes nicht mehr viel zu denken. Die Folge davon aber war zum Beispiel, daß ganz unberufene und obsture Mörder eines Menschen, der nachträglich als Schurke und Verräter erkannt worden war, wie in Athen (411 v. Chr.) Phrynichos, als öffentliche Wohltäter die Aufnahme in das Bürgerrecht, die öffentliche Bekränzung an den großen Dionysien und dergleichen erhielten; andere, die sich bei der Tat hilfreich beteiligten, bekamen wenigstens ehrenvolle Nennung ihres Namens auf dem errichteten Denkspeiler und weitere Belohnungen. Die herrschende Partei will mit dergleichen lange nicht bloß etwa noch vorhandene Feinde einschüchtern, ihnen einen möglichen Verdruß bereiten, sondern vor allem ihrem eigenen Triumph ein recht pathetisches Ansehen geben. Die Täter werden gefeiert, gleichviel welches ihre Motive und ihre Persönlichkeit gewesen.

Da die Polis das Höchste und die eigentliche Religion der Hellenen ist, so haben die Kämpfe um sie auch die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen, und jeder Bruch mit ihr hebt das Individuum aus allen Fugen.

Daß man die Fiktion vom unbedingten Bürgertum höher gespannt hatte, als die menschliche Natur auf die Länge erträgt, durfte einstweilen niemand laut sagen, aber die heimliche, innerliche Abwendung der Fähigen, welche allmählich eintrat, war nicht zu beseitigen, und mit der Zeit fehlten auch diejenigen nicht, welche sich sehr laut und mit offenem Troß dazu bekannten.

Die Brücke

Erzählung

Der alte, seit Jahren im Ruhestand lebende Pfarrer war gestorben. Seine Hinterlassenschaft war verkauft worden — zugunsten der Ortsarmen, wie er es bestimmt hatte. Phylax, der nicht sehr raffereine, aber überaus eifrige und gegen jegliche Annäherung an das Pfarrhaus-Grundstück fanatisch ablehnend eingestellte Hauswächter, war auch verkauft worden. Regina, die langjährige Hauswächterin, war nämlich in ihr Heimatdorf zurückgekehrt, zu ihrer Mutter, und wenn sie Phylax ja auch recht gern hatte und Phylax sehr an ihr hing, so konnte sie schließlich aber auch ohne ihn leben — so ein Hund kostete Unterhalt, Steuer, und wenn sie das alles selbst zahlen sollte — kurz, es war halt nichts anderes übriggeblieben, als Phylax mit dem sonstigen Hausrat eben auch zu verkaufen. Das war geschehen, der Kolonialwarenhändler hatte ihn genommen, ein durchaus wohlmeinender und mit Phylax sicher das Beste im Sinn habender Mann. Natürlich war Phylax zunächst ein wenig angebunden worden, bis er sich an die neue Umgebung und alles das gebührend gewöhnt habe. Es gefiel Phylax anscheinend aber gar nicht, trotz aller guten Behandlung und Verpflegung, die ihm ganz zweifellos zuteil wurden. Und eines Abends, kaum daß ein paar Tage seit seiner Übersiedlung vergangen waren, da hatte er seinen Gewahrsam verlassen, auf gewiß höchst unzulässige und unaufgeklärte Weise, um eilenden Laufes und geradezu lechzenden Maules der Stätte seines bisherigen Lebens und Wachhaltens zuzustreben. Diese Stätte war aber finster, und wenn auch nicht gerade wüst, so doch entschieden leer. Ja, denn das Haus, vom Herrn Pfarrer einer kirchlichen wohltätigen Stiftung vermacht, war seinem neuen Daseinszweck noch nicht übergeben worden, es war unbewohnt, keine Seele antwortete auf Phylax' winselndes, ratlos den Zaun umspürendes Bemühen. Es war schon spät, das Haus hatte nicht viel Nachbarschaft, die Leute waren in den Häusern, so daß Phylax' Heimfinden anscheinend auch von draußen keine rechte Stütze oder Zurechtweisung zuteil werden sollte.

Doch da kam einer; der Franz Weißenrieder kam daher. Er wohnte hier in der Nähe, bei seinen Eltern. Aber er hatte wohl nicht die Absicht, heimzugehen oder sonst zu irgendeinem Geschäft oder Ziel, er kam halt nur so daher. Er hatte ja Zeit, der Franz, er versäumte nichts, höchstens das Mittag- oder das Abendessen, und dabei wurde er dann auch nicht sehr vermißt, so wie die Verhältnisse lagen. Er war nämlich arbeitslos, er aß lediglich mit, und um so einen reißt man sich natürlich nicht, auch die eigenen Eltern tun das wohl nicht auf die Dauer.

Franz Weißenrieder blieb also stehen; er kannte Phylax, und Phylax kannte ihn, obwohl er ihn früher, als er, Phylax, noch drinnen war, im Pfarrhof, genau so fanatisch abgewehrt und angebellt hatte wie alle anderen, die dem seiner Wachsamkeit unterstellten Gelände als Außenstehende nahten. Aber jetzt war er auch draußen, und es war ihm anscheinend gar nicht unangelegen, in Franz einen Teilnehmer an seinem Notstand zu finden. Denn das war Franz, als solcher erwies er sich ganz klar. Er sah ja, worum es sich handelte, und er hatte von Natur eine sehr bereitwillige und entgegenkommende Art. Er rief Phylax, der äußerst ratlos und kläglich winselnd den Zaun entlang lief, hier schnüffelte, da schnüffelte und nirgends einen Anhalt, eine Möglichkeit fand zu jauchzendem

Einzug in das verlorene Paradies – er rief Phylax an, legte dem Heimwollenden, der bereitwillig seinem Anruf folgte, seine keineswegs mehr sehr harte und verarbeitete Hand auf den Kopf, und die beiden sahen sich aus dunklen und beiderseits ziemlich kummervollen Augen eine Weile an. Zu einem geläufigen, gar leicht und behend sich tummelnden Redefluß, vermitteltst dessen er Phylax das hier Vorliegende klar und deutlich machen und ihn auch seines Mitgeföhls gebührend hätte versichern können, fehlte es Franz sehr an der entsprechenden Begabung. „So ist es halt, Phylax“, sagte er nur, „die Regina is weg, und der Herr Pfarrer ist tot, da is nix zu machen.“ Und er sah Phylax aus treuen Augen recht mitführend an. Der verstand ihn anscheinend auch ganz genau, er winselte, er bewegte „leider, leider“ bestätigend den Schwanz und ließ erkennen, daß er Franzens Anteilnahme sehr, sehr zu schätzen wisse und daß er ihm äußerst dankbar dafür sei.

Immerhin, hier am Zaun stehenbleiben konnten sie, noch so treu verbunden, nicht, das führte zu nichts – nein. Zu machen, zu tun war freilich auch nicht viel, eigentlich sogar nichts. Nur weggehen konnte man, die Hände in die Taschen stecken und weggehen, irgendwohin, und ohne zu wissen eigentlich, wozu. Aber es war eben eine Änderung, es war eine Abwechslung, und es war immer noch besser, man bewegte sich, man ging dem entgegen, was vielleicht kam, als nur zu warten, als immer und noch dazu vergeblich zu warten. Vielleicht, man konnte nicht wissen, vielleicht erwischte man doch etwas, so im Gehen, und was sollte man sonst tun?

„Komm“, sagte Franz also zu Phylax, „komm.“ Er steckte die Hände in die Taschen, und er tat so, als ob er summen, als ob er pfeifen wolle, aber es war nichts Gescheites, und so ließ er es denn auch, sah mit ziemlich abwesenden Augen in den Himmel, zu den Wolken hinauf, als sei er etwa ein Steuermann und halte Umschau auf einer gar unternehmenden und durchaus nicht so leicht zu nehmenden Fahrt. Und so gingen sie, schlenderten sie eben hin. Franz, das sah Phylax wohl, Franz war so ziemlich der einzige, bei dem er augenblicklich einen Unterschlupf und ein Teilnehmen an seiner Bedrängnis finden konnte, damit sie nicht gar so schwer und ausschließlich auf ihm laste. Deshalb ging er willig, ohne Einwand, mit. Und Franz andererseits war es wohl auch nicht ungelegen, jemand zu haben, mit dem sich noch so eine gewisse Zeit hinbringen ließ; so war doch etwas getan – nicht eigentlich getan, so war doch etwas da, gewissermaßen als Antwort, zum Mundstopfen für das ewige Wohin und Wozu.

Nach Haus gehen mochte er noch nicht, nein. Am liebsten ging er morgens, bevor einer aufstand, von Haus weg und spät abends, wenn alle schliefen, wieder heim. So machte er es oft genug, aber dazwischen mußte man essen, ja. Dabei durfte er sich eigentlich gar nicht beklagen. Sein Vater war Wegearbeiter, städtischer Wegearbeiter, er verdiente nicht viel. Sein Schwager, der Mann von Franzens älterer Schwester, war auch arbeitslos, und die Familie zehrte folglich auch von Vater Weißenrieders Verdienst. Er, Franz, der älteste Bub, war Holzschniker geworden. Ja, er hatte so lange gebettelt und gequält, bis der Alte in Gottesnamen ja dazu gesagt hatte, und so hatte er denn all die Jahre nur gekostet, nur gekostet, nichts eingebracht. Und als er endlich soweit war und auch verdiente, und zwar recht gut, da kam die schlechte Zeit, der kunsthandwerkliche Betrieb, wo er arbeitete, ging in die Brüche, und Franz streckte seine Beine wieder unter Vater Weißenrieders Tisch. Wäre er Eisenbahner, Streckenarbeiter geworden, wie der Alte es gewollt, so wäre das alles nicht nötig, die Eisenbahnen liefen immer, in guten und schlechten Zeiten, es war ein sicheres Brot. Das mußte Franz oft hören.

Vierundzwanzig war er jetzt alt. Ein paarmal schon hatte er ganz Deutschland durchtippelt, um nicht immer zu Haus zu sitzen, aber was half's, es war draußen wie hier. Und geschnitzt hatte er natürlich, hatte allerlei gemacht; er war ja begabt, ein sehr talentierter Schnitzer, wie es hieß; ein Buchhändler im Nachbarstädtchen hatte seine Sachen im Schaufenster; er hatte auch mal was davon verkauft, ja, das war auch vorgekommen, im großen und ganzen stand aber alles noch so, wie er es hingegeben — seit Jahr und Tag. Und so war die Lust zum Schnitzen eben auch geringer geworden mit der Zeit — wozu? Und zu Haus zeigte man ihm auch höhnische Gesichter, wenn er sich daran machte und einen Holzkloß unter die Eisen nahm. Es hatte eben wenig Zweck, freilich. — Aber herrlich wäre es doch, eine rechte Lust zu leben, wenn man an der Schnitzbank stehen könnte und drauflos arbeiten, ganz wie einem ums Herz war und wonach der Sinn einem stand.

Franz mußte wohl ein wenig geseufzt haben, denn Phylax, der einträchtig neben ihm trottete, hob den Kopf, sah ihn aus treuen Hundenäugen fragend an. Und Franz lächelte ein wenig — ja, so ein Tier war lange nicht so unverständlich, wie man gemeinhin wohl annahm. Auch die Dinge, die sogenannten leblosen Dinge, waren nicht so unverständlich, wie man annahm und wie man sie wohl behandelte; und auch nicht so fühllos, so unempfindlich. Das Holz zum Beispiel, das war durchaus voller Leben und Sinn, und es war längst nicht einerlei, wie man damit umging und wie man es verstand. Aber Franz seufzte nun doch — gewiß, ganz recht, aber was hatte man davon, was kaufte er sich dafür? Er sah zu den Wolken hinauf, er spürte den Wind.

Sie waren jetzt zwischen den Feldern draußen. Der Abend war schon ziemlich vorgeschritten, aber die Luft war mild, es schien eine klare Mondnacht zu werden. Die Erde atmete ganz satt und voller Gedeihen. Ihm — die Erde, die hatte es eben in sich. Und ein Apfelf Kern oder was es war, der hatte es auch in sich; der tat sich auf, entfaltete sich, wurde das gediegenste, solideste Gewächs, ganz von innen, einfach ganz von innen. Und der Mensch? Der Mensch nicht? Franz seufzte — es schien ihm da etwas, oder gar manches, nicht zu stimmen, jedenfalls waren die Schwierigkeiten beim Gedeihen des Menschen groß.

In das Raunen, das Summen, das Zirpen des Abends klang jetzt das Plätschern vom nahen Fluß. Das Plätschern und Rauschen, das Vorbei der Wellen, das immer neue und weitere Vorbei, das war auch etwas, das sah und hörte Franz Weißenrieder ganz gern; es machte die Augen und die Ohren so durchaus voll.

Dorthin gingen Franz und Phylax also. Sie gingen zu der alten Holzbrücke, die an jener Stelle über das Wasser führte. Wenn man sich dort niedersekte, in der Mitte der Brücke so ungefähr, mit dem Rücken gegen einen Geländerbalken gelehnt, und ließ die Füße baumeln, über den rauschenden, plätschernden, unaufhaltsam fließenden Wassern — dann spürte man die Zeit gar nicht mehr, dann ging alles, auch dieser ernährungsbedürftige, ziemlich unnütze und überflüssige Mensch, völlig unter oder vielmehr auf, alles ging in diesem Rauschen und Hinstromen völlig auf.

Da saßen sie nun, Franz und Phylax, am Rand der Holzbrücke, mitten über dem Fluß. Eng nebeneinander saßen sie, Franz hatte die rechte Hand in Phylax' Nacken gekraut, in sein dichtes Fell. Am Himmel war der volle Mond aufgegangen; der breitete seinen Glanz und Schimmer über das Land und tauchte ihn auch in das spiegelnde und ziemlich klare Gewässer. So daß es gar wunderbar heraufschimmerte, so daß der Himmel oben nun auch unten war, und man meinen konnte, man schwebe nur so, baumle ziemlich anstandslos und

ungewichtig zwischen lauter Himmel und Sternen. Dazu der ewige, unergründliche Gesang der Wasser — in der That, man konnte sich schon recht unwirklich und seiner Alltagsweise enthoben vorkommen. — Und wenn man sich nun noch ein wenig vorbeugte, einfach fallen ließ, sinken, so mußte man dem Himmel da unten — oder war es oben? — wohl noch näher kommen, so war wohl alles gut —.

Aber da wurde Phylax doch unruhig. — Weshalb soll ein Hund es auch nicht merken, wenn ein Mensch neben ihm, dem er sehr zugetan ist, solche ab-wesenden, solche ab-wendigen Gedanken hegt? Jedenfalls hob Phylax den Kopf, gab einen leisen, halb bangen, halb warnenden Laut — so daß Franz, der ja seine Hand in Phylax' Fell gekraut hatte, nicht umhin konnte, aufzumerken und ein wenig erschreckt und schwerfällig wieder zu sich zu finden. Er sah Phylax an, und der sah ihn an, ihre Blicke — sie waren sich ja wohl die Nächsten augenblicklich — tauchten eine Weile ineinander — und Franz mußte es zugeben: Nein, nein, das war nun doch wohl nicht das Richtige; sie saßen hier auf der alten Holzbrücke, und wenn seine Füße ja auch recht zwanglos über dem Wasser baumelten, von Schweben war keine Rede, so ganz unbeschwert und freizügig auf purem Himmelsgrund zu wandeln, dazu waren sie doch wohl nicht berufen. Wenn einer hier unten — oder war es oben? — wenn einer auf der festen Erde nicht mit sich fertig wurde, so war er drüben, nach einiger Überlegung, auch kaum am rechten Platz.

Im — fertig wurde — fertig wurde war gut gesagt — aber hing das nur von ihm ab? Er wollte ja, oh, er wollte durchaus, aber wenn das Wetter, wenn die Zeit nun mal nicht danach war? Die Erde — die Erde, so hatte er gesagt, und der Apfelkern zum Beispiel, die hätten es in sich — schön, hatten sie auch, aber wenn das Wetter nicht danach war, ohne Regen und alles das, so wurde auch nichts aus der Fruchtbarkeit und dem Wachsen und Gedeihen. Ja, ja, ganz recht — Franz Weizenrieder stand langsam auf, und Phylax stand auch auf, und sie setzten sich langsam wieder in Bewegung, dem Orte zu — ganz recht, aber ins Da-sein traten die Dinge, und man konnte ruhig sagen die Welt, doch von innen; seinen eigentlichen Schein und die Wärme und das Leben hatte alles nur von innen, und wenn der Apfelkern es nicht in sich hätte: von draußen, aus allem guten Wetter würde in Ewigkeit kein Apfelbaum zustande kommen; und wenn er, Franz Weizenrieder, eine Holzfigur machte, und sie hatte es nicht in sich, lebte und war nicht durchaus von innen her da, so war es eben nichts, so war sie tot und es war schade um das Holz. „Jawohl, Phylax“, sagte er, „so ist es.“ Und Phylax sah ihn sehr verständig an, gab einen zustimmenden Laut und war es im übrigen ganz zufrieden, daß sie sich aus Mondesglanz und Wellengeplätscher nun wieder mehr ins Örtliche begaben. Er, Franz Weizenrieder, so fuhr Franz in seiner Unterhaltung fort, hatte es auch in sich, jawohl, und das schien ihm doch die Hauptsache zu sein; und er wollte leben, ja, das wollte er, und das schien ihm auch die Hauptsache zu sein. Und der Apfelbaum, im Winter, wenn es schneite, wenn es rundum aus war mit allem guten Wetter, dann ging er nicht hurtig ein und verflüchtigte sich in alle Winde, sondern er hielt aus, er hielt regelrecht aus, und über eine Weile dann zeigte er schon wieder, was an ihm war.

So würde er, Franz Weizenrieder, es auch halten; er wollte sich sogar gleich morgen wieder ein handliches Klötzchen hervorsuchen, und er hatte das Gefühl, als ob etwas recht Ordentliches unter seinen Eisen hervorgehen werde. Doch, das spürte er, das hatte er in den Fingern. Als Franz jetzt einen kleinen Pfiß versuchte und ein Summen, da gelang es durchaus, und auch Phylax wedelte unternehmend mit dem Schwanz.

Ja, er wollte doch sehen, ob er es nicht recht-fertigte, dieses Dasein — nicht nur durch seiner Hände Arbeit — die kam ja erst in zweiter Reihe, wie das Hacken und Harten um das trachtige Korn — sondern durch ein rechtes Innwerden und Wahrmachen seiner selbst.

Als sie nach Hause kamen, war natürlich schon alles zu Bett. Franz sah zu, daß er für Phylax noch einiges zu fressen auftrieb. Dann stiegen sie in Franzens Dachkammer hinauf. Franz legte sich in das Bett und Phylax legte sich davor, und sie verbrachten beide eine angenehme und ergiebige Nacht.

Am nächsten Morgen stand Franz schon zeitig an der Schnitzbank. Als ihm dann aber der Briefbote eine Postkarte brachte, auf der ihm der Buchhändler in der Stadt mitteilte, ein Herr aus Berlin sei dagewesen, dem hätten Franzens Figuren ausnehmend gefallen und er habe sich auch Franzens Adresse aufgeschrieben, und was die Hauptsache sei: er habe auch einen gehörigen Posten von den Sachen gekauft und Franz könne kommen und sich etliches Geld abholen — als Franz diese Postkarte bekommen hatte, da ließ er seine Arbeit auf ein Kleines, begab sich mit Phylax zu dem Kolonialwarenhändler und fragte ihn, ob er ihm den Hund nicht ablassen wollte; er verstehe sich mit ihm und möchte ihn gern behalten. Und der Kolonialwarenhändler war es zufrieden, er ließ ihm Phylax, sogar ohne Geld — weil Franz ja arbeitslos sei und weil Phylax, er, der Kolonialwarenhändler, sei davon überzeugt, es doch gut haben werde bei Franz.

EUGEN DIESEL

Erinnerung an Paul Ernst

Von Paul Ernst erfuhr ich zum erstenmal eine Anzahl von Jahren vor dem Kriege durch eine Zeitungskritik der Münchner Erstaufführung seiner „Brunhild“. Der große Respekt des Kritikers schien mit einiger Besorgnis vermischt, daß gerade diejenigen Eigenschaften des Dramas, die diesen Respekt abnötigten, ihm hinderlich sein würden, beim Publikum und auf der Bühne Wurzel zu fassen. Bald darauf sah ich ein Bild von Paul Ernst. Seit damals begann ich ihn zu lieben und zu achten, ich hatte größeres Zutrauen zu ihm als zu den literarischen Tages- und Jahresgrößen, von denen so viel mehr Wesens gemacht wurde. Aber es war nicht nur die Sympathie für den schwer Ringenden, der keine Konzessionen machte. Ganz gewiß ahnte ich etwas von der Größe des Mannes, obwohl ich mir als Student andere Bücher kaufte als die von Paul Ernst. Woran liegt es, daß solche plötzlich auftretenden Überzeugungen, die man nicht richtig begründen kann, oft das ganze Leben hindurch Stich halten, seien sie nun positiver oder negativer Art? Heute bin ich stolz darauf, daß ich mich von jung an von der Vorstellung des Daseins dieses Mannes begleiten ließ, ebenso wie ich stolz darauf bin, daß ich 1904, in meinem fünfzehnten Jahr, das liebevollste Vertrauen zu Hans Pfitzner gefaßt hatte und oft wegen meines Bekenntnisses zu ihm verspottet worden war. Pfitzner habe ich denn auch durch die Vermittlung von Paul Ernsts Tochter vor zwei Jahren kennengelernt.

Mag sein, daß in meinem ersten geistigen Verhältnis zu Paul Ernst die Tatsache eine Rolle spielte, daß er sich mit Sagenstoffen beschäftigte und viele seiner Dramen in

Blankversen schrieb. Das tat ich damals auch, aus Furcht vor Hohn und Verachtung im geheimen. Paul Ernst war ein Mann, der sich öffentlich mit Blankversdramen hervorgewagt hatte und damit, wenn auch nicht auf Begeisterung, so doch auf Achtung stieß. Hielt er nicht dadurch auch einen Schild vor mich und meine jugendlichen Sünden? Aber meine Sympathie war gewiß auch tieferer Art. Denn andere Blankversdichter liebte ich nicht, und ich hatte einiges von Ernst zu lesen begonnen. Zu Weihnachten 1912 schenkte mir mein liebster Freund die von Ernst ausgewählten und übertragenen „Altitalianischen Novellen“. Wir waren kurz vorher in Florenz gewesen, lebten und webten außerdem in Shakespeare, und unter diesen Novellen fand ich mehrere, die an die Shakespeareschen Komödienstoffe erinnerten. In der Einleitung stießen wir auf Sätze, die uns aufhorchen ließen, weil sie die Richtigkeit unseres Strebens nach jenem „Höheren“, nach den „Geheimnissen“ bestätigten. Daß Paul Ernst mancherlei gegen Shakespeare als Dramendichter einzuwenden hatte, wußten wir damals noch nicht (das hätte vielleicht unsere Freude getrübt). Übrigens entdeckten wir damals mit Genugtuung, daß Paul Ernst „italianisch“ (mit ä) schrieb, wie Goethe. Einige Wochen vor seinem Tode nahm Ernst mit Rührung diese beiden Novellenbände bei mir in die Hand, und auf meine Frage nach dem ä gab er die Auskunft, er habe es nur durch eigensinnige Verfechtung gegen den Korrektor durchsetzen und retten können.

*

*

*

Im Herbst 1926 schrieb ich zum erstenmal an Paul Ernst und sandte ihm mein Buch „Der Weg durch das Wirtsal“. Bald kam aus St. Georgen bei Graz die Antwort in einer kleinen, nicht leicht lesbaren und doch zum Lesen aufmunternden, sympathischen Schrift, die auffällig von links nach rechts aufstieg. Er hatte durch das Buch hindurch allerhand gesehen und sagte es mir auf den Kopf zu. Er lobte mich sehr und sagte, daß ihm selbst ein solches Werk immer vorgeschwebt habe. Durch sein Urteil begann ich mich auf meiner schriftstellerischen Laufbahn sicher zu fühlen. Ich wäre kein Mensch gewesen, wenn das meine Sympathien für Paul Ernst nicht gewaltig gesteigert hätte. Wir wechselten Briefe. Er schrieb sehr unmittelbar, sehr einfach, warm und gütig. Zuweilen war eine etwas lehrhafte Meinung still und weise zu Papier gebracht, an anderes angereicht, wie überhaupt ein gewisser Stil der sachlich-weisen Anreihung für Ernst in den meisten seiner Werke kennzeichnend ist. In einem seiner ersten Briefe hieß es: „Ich könnte ja ihr Vater sein.“ Mehrere Male hat er das schriftlich und mündlich wiederholt. Er dachte dabei nicht nur an sein höheres Alter, sondern ich glaube, daß er mich gern gewonnen hatte und in der Tat väterlich für mich empfand.

Eines Tages war Paul Ernst mit seiner Frau in Berlin, und ich lernte ihn kennen. Auf seinem weder großen noch kleinen Körper saß ein weißhaariges und weißbärtiges Haupt eigenwillig auf den Schultern. Der Kopf lag meistens leicht nach rückwärts, so daß sein Blick in leichter Schräge emporgewandt war und der Eindruck einer stolzen, fast ein wenig eigensinnigen Energie entstand. Die Züge waren edel. Die Augen schienen zuweilen in der geistigen Tiefe des Antlitzes verborgen, wie nach innen gewandt, jedoch nicht im Innern verloren, fast ein wenig schüchtern, und, wenn man den Blick fing, wie um Vertrauenwerbend. Aber sie waren doch auch klar zu sehen, ja, sie waren je nach der Bewegung seines Geistes überraschend klar und schön und drangen kraftvoll ins Weite. Die ganze Erscheinung war auffallend genug. Die Leute auf der Straße blieben zuweilen stehen und schauten ihr eher bewundernd als verwundert nach. Als Ganzes war sie männlich, fest, bescheiden, stolz und doch zart. Paul Ernst trug oft eine hochgeschlossene Jacke aus rauhem Stoff, und im Zimmer auf und ab gehend hatte er die Hände in den Seitentaschen der Jacke, so daß die eigenwillige Haltung des Hauptes noch deutlicher wahrzunehmen war. Er war nicht eitel, er hatte nur den Wunsch, auf die natürlichste Weise so zu erscheinen, wie es ihm entsprach.

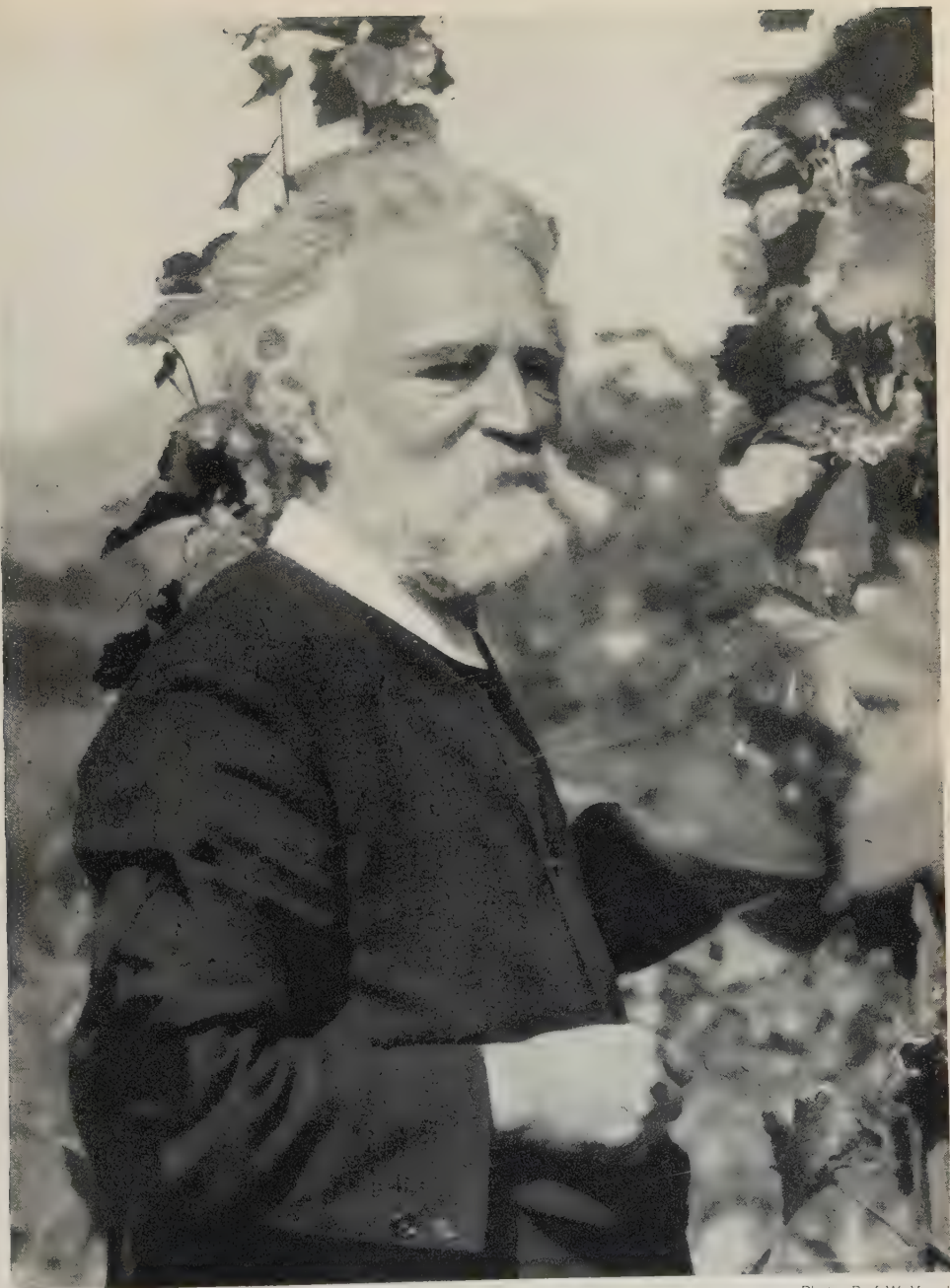


Photo: Prof. W. Vogel

Paul Ernst
in feinem Weinberg bei St. Georgen a. d. Stiefing (1930)



St. Georgen. Links in der Mitte neben der Kirche das Schloß mit der vollen SW=Front. Im ersten Stock die von der Familie Paul Ernst bewohnte Zimmerflucht. In der Ecke zwischen Kirche und Schloß die Veranda, darunter das Gärtchen



Paul Ernst im Schloßkorridor, in dem er auf und ab zu gehen pflegte. Links hinten Frau Elfe Ernst

(Phot.: Prof. W. Vogel)



Paul Ernst am Bienenhaus. Einige seiner schönsten philosophisch=soziologischen Betrachtungen in den „Grundlagen der neuen Gesellschaft“ entstanden aus der Beobachtung der Bienen

(Phot.: Julia Apelt)



Totenmaske Paul Ernsts, abgeformt von Prof. Hans Mauracher (Slg. Walter Krieg, Berlin)

Seine Stimme war eher zart als laut, die Art seines Sprechens wiederum eher zart, aber von energischer Bestimmtheit, von Entschiedenheit, ja von Schärfe des Urteils. Die Stimme lehrte, sie trug ohne äußeres Pathos, innerlich bewegt, zuweilen fast ein wenig trocken, dichterisch-denkerisch vor. Die Erinnerung an seine Stimme ruft in mir das Bild eines schwer zu benennenden Musikinstrumentes hervor. Nicht als ob die Stimme besonders musikalisch gewesen wäre, aber sie schien ans Ohr zu dringen gleichsam als Folge eines weisen Spiels auf einem seelischen Instrument.

Sein Denken und Dichten war ein seltsames Zusammenwirken von Erkenntnis, dichterischem Drange und Lehrenwollen im Sinne einer höheren Sachlichkeit, und diese Sachlichkeit war durch rastlose geistige Arbeit, durch nie ermattende Anteilnahme zu eben dem geworden, was man Weisheit nennt. Sein Dichterisches ist ohne sein Sachliches, sein Sachliches ohne sein Dichterisches, beides nicht ohne sein Denkerisches und alles zusammen schließlich nicht ohne seine Liebe, seinen Charakter, seine Rindlichkeit zu verstehen. Alles war zwanglos und echt beieinander, nirgends ist Pose oder Zugeständnis. Aber freilich wiegt in seinen Werken zuweilen das Sachliche oder Denkerische, ja das Rindliche vor. Hier kritisierte man nicht, sondern ordne es in das Gesamtbild liebevoll ein. In seinen besten Werken gelingt ihm alles auf einmal, da fließt das Dichterische, Denkerische, Sachliche, Liebevollen und Weise zu einer einheitlichen Welt zusammen. Ich denke an seine Gedichte „Veten und Arbeiten“. Was sind sie? An einem innern Faden ernster Beharrlichkeit aneinandergereiht sachlich-ideale Feststellungen über die Welt und den Menschen, dichterisch unaufdringlich, ohne Ehrfurcht nicht zu genießen, für Ehrfürchtige aber groß und ergreifend, nicht vergleichbar mit den Formen und Welten unserer Romantik und Klassik.



Nichts ist falscher als die zuweilen gehörte Behauptung, Paul Ernst sei ein dichterischer Oberlehrer gewesen. Er war ein Lehrer, ganz gewiß, er stellte Ansprüche, er schien zuweilen spröde. Er war Denker und Dichter, aber nicht so, daß eines das andere störte, sondern daß es eine angeborene Einheit war. Seinen Äußerungen nach wollte er freilich als Dichter und immer wieder als Dichter angesehen werden. Mit einem gewissen Eigensinn repräsentierte er in einer Zeit, die dem Typ des Dichters abhold war, den Dichter im ewigen (damals meinte man im veralteten) Sinne.

Paul Ernst stellte sehr hohe Anforderungen an die Dichter und Denker. Ich sprach ihm einmal von Schopenhauer, den er als einen der ganz wenigen ganz klugen Leute hervorhob, die es gegeben habe. Berühmte Zeitgenossen bezeichnete er unverhohlen als Ramele und er hat sich dadurch sehr viele Feinde gemacht. Bis zu seinem vierzigsten Jahr, so erzählte er, habe er geglaubt, daß die andern die Gescheiten und er der Dumme sei, worunter er sehr gelitten habe. Dann entdeckte er, daß es umgekehrt war.

Ich habe mich oft darüber verwundert, daß uns beide eine herzliche Zuneigung verband. Wir stammten doch aus so verschiedenen Kreisen, gegen seine Theologie stand meine Technik und Naturwissenschaft, unsere Umwelt, unsere Schicksale waren ganz und gar andere. Natürlich kam es vor, daß ich mit manchen Erfahrungs- und Arbeitsgebieten vor ihm ausweichen mußte, weil ich von vornherein seine Ablehnung empfand. Ich sprach mit ihm wohl über die Folgen des Automobils, aber nicht über das Auto selbst. Wohl über die Schönheit der Landschaft, nicht aber über Geographie. Er hat keinen Sinn gehabt für geographische Orientierungsfreude, und es hat ihn nie von St. Georgen nach dem unmittelbar angrenzenden Jugoslawien hinübergetrieben, während Italien ganz stark auf ihn gewirkt hatte, aber nicht als geographisches Phänomen. Indessen, es gab unendlich viel, in dem wir übereinstimmten. In der Unterhaltung riß mich sein Stil des sachlichen und doch idealen Anreihens mit, ich

konnte mich mit einreihen, wir stritten nie, sondern es ergab sich wie von selbst, daß wir uns bestätigten. Er beschäftigte sich leidenschaftlich mit Deutschland, er sah die Lösung und Rettung schließlich doch nur in der Heraufkunft höherer europäischer Ordnungen. Wenn man ihm zuhörte, so vernahm man viel Unbedingtes, kaum noch irgendwie Relativierbares. Und in Anbetracht des Gewichts und der Reife seiner Worte war die einfache Art der Rede doch wiederum ganz und gar nicht lehrhaft.

* * *

Im Sommer 1932 reiste ich nach St. Georgen in der Südsteiermark am äußersten Südrande des deutschen Siedlungsgebiets. Paul Ernst hatte für seinen Wohnsitz den denkbar größten Abstand von Berlin gewählt, und gegen alle Gesetze der Logik wirkte er von hier aus durch sein Dasein, durch seine Arbeit von Jahr zu Jahr stärker auf die Deutschen. Dort also wohnte die Familie Ernst in einem gewaltigen Schloß mit dicken Mauern, das viereckig um einen weiten Hof mit einem Brunnen gebaut ist. Paul Ernst hat immer nur recht bescheidene Einkünfte gehabt, und dies Schloßdasein erschien, wirtschaftlich gesehen, widersinnig. Aber er lebte, alles in allem, doch billiger als in einer Berliner Fünzimmerwohnung, und weil er eigenwillig an sich, seinem Wesen, seinem Wunsch festgehalten hatte, so baute das Schicksal schließlich die Umwelt um ihn herum, deren er bedurfte. Es war ein bescheidenes und doch fürstliches Dasein in einer lieblichen, fruchtbaren und im Sommer recht heißen Landschaft, die kaum noch alpin, eher mittelgebirgisch-hügelig war. Im Schloßhof lagen gefirniste Fässer, die den Wein von Paul Ernsts Weinberg aufnehmen sollten, um dann in gewaltigen mittelalterlichen Kellern zu lagern. Über der Wohnungstür nisteten Schwalben. Im ersten Stock des Wohnflügels lief an den Zimmertüren vorbei ein langer, heller Gang, worin Paul Ernst oft auf knarrenden Dielen auf und ab ging, die Hände in den Seitentaschen seiner hellblauen Leinwandjacke. Im Musiksaal stand ein spinettähnliches Klavier, und der Rittersaal war den Bauern für ihre Theateraufführungen überlassen. Es war die Rede davon, daß es im Schloß spuckte. Der Vorkirchturm überragte mächtig den Schloßhof und schlug nachts mit Glockengebröhl hinein. Auf einem mittelalterlich verzimmerten Altan sprach ich lange mit Paul Ernst über Dichtung und Gedichte. In einem freundlichen Zimmer zeigte er mir seine Münzensammlung und erzählte mir, die unglaublichsten Münzen in der Hand, von Altgriechenland. Dann lagen wir alle einmal auf dem Gange seines Weinberges und sprachen über die Maschinen, die Form unserer Wirtschaft, den Aufstand der Menschenmassen.

Im Januar 1933 waren Paul und Else Ernst bei uns zu Besuch. Wir haben in diesen Tagen wohl hauptsächlich über das deutsche Drama gesprochen. Paul Ernst war sehr aufgeregt, kurzatmig und in keiner guten Verfassung bei uns angekommen. Kurz vorher hatte ihm nämlich ein Freund gesagt, daß die Aussicht auf die Aufführung eines seiner Dramen bestünde. Das hatte ihn ungeheuer erregt, es hatte an seinen wundesten Punkt gerührt, denn das Drama war für ihn das höchste dichterische Gebilde, und er glaubte an seine Größe als Dramendichter. Gerade hier aber hatte das Schicksal immer wieder Riegel über Riegel zwischen den Dichter und die Welt geschoben. Wir hatten Sorge um Paul Ernst. Jahrzehnte alte Sehnsucht, die Gewalt der Jugendträume; das Gefühl seines Verkanntseins als Dramendichter war aus ihm hervorgebrochen. Wir fühlten, daß sein Körper nicht mehr widerstandsfähig war. Ich hätte mit ihm nicht über Dramen sprechen sollen, und ich konnte es doch nicht bleiben lassen.

Einige Wochen später starb Paul Ernst. Er hat Deutschland ein Beispiel gegeben, daß man sich selber treubleiben muß. Das unentwegte Festhalten an sich selbst, an dem Gut, das einem Gott und die Natur verlieh, hat ihn die große Aufgabe erfüllen lassen, die Gestalt des Dichters und Denkers, aller Ablehnung, aller Überklugheit eines Zeitalters zum Troß, in reiner, großer und kindlicher Weise an die Nachwelt weiterzugeben.

Notwendigkeit des Modernseins

Ein Gespräch über Kunst vom Jahre 1924

Dieses Gespräch des Malers Willi Baumeister mit dem französischen Maler Fernand Leger fand im Jahre 1924 statt und wurde damals aufgezeichnet. Wir bringen es, weil es zeigt, daß die heutigen Probleme der bildenden Kunst nicht von heute sind; auch damals hatten sie bereits fast ein Menschenalter hinter sich. Sehr eigentümlich ist die heutige Betrachtungsweise von heroisch und nordisch bei dem Franzosen Leger bereits vorweggenommen.

Der Franzose: Wie haben Sie angefangen?

Der Deutsche: Ich hatte guten Erfolg mit impressionistischen Bildern. Dann kam ein Bild, das meine Freunde „Höhlenbild“ nannten. Figuren hob ich durch gemalte Vertiefungen heraus. Das Bild war nicht schön. Das war mein Anfang.

Der Franzose: Bilder brauchen nicht in erster Linie schön zu sein. Was ist schön? Das wandelt sich. Man muß einen starken Ausdruck erzielen. Man muß dem Publikum auf den Kopf trommeln, daß es aufwacht. Es ist nicht leicht, es dahin zu bringen, daß es überhaupt seinen Gefühlsapparat in Bewegung setzt.

Der Deutsche: In der Kunst hält es geläufige Eindrücke für schön. Das Unbekannte frißt der Bauer nicht.

Der Franzose: Sagen Sie das nicht vom Bauern, vom einfachen Menschen. Er ist mir lieber als die Gebildeten, in dem Sinn, daß er eine gesunde Naivität leichter aufbringt als die andern, die alles gleich „wissen“. Ich habe Erfahrungen gemacht mit meinem Ofenreiniger.

Der Deutsche: Ich mit meinen Packern. Sie reagierten sofort auf die Farben. Zuerst waren sie erstaunt. Das Erstaunen hielt angenehm an. Das ist unmittelbare Aufnahme von Kunst, ohne recherchierenden Intellekt.

Der Franzose: Auch die Hausmeisterin. Nicht wegen des Trinkgelds. Es gilt eine Wette: Volk und Gebildete. Ich glaube, daß der Prozentsatz der Auffassungskraft, wie wir sie fordern, in beiden Haufen gleich ist. Man weiß das auch von den Begabungen, die eher beim Volk liegen.

Der Deutsche: Das letzte Jahrhundert prägte zu tief in alle Köpfe, Kunstbetrachtung sei ein Genuß. Vanille mit Himbeer. Das rutscht nur so herunter. Für den Intellektuellen aber ist es schwer, das Gefühl einzuschalten.

Der Franzose: Sie landen leicht im Ästhetizismus.

Der Deutsche: Noch etwas. Der Bildkäufer kauft eine Landschaft wie einen Becher in Karlsbad. Er kauft „Heidelberg“, weil er dort seine Flitterwochen verbrachte. Er sieht nicht die Gestaltung, den Rhythmus.

Der Franzose: Seien Sie nicht ungerecht: auch jener Maler hat seine Mission erfüllt. Sehen Sie die Freude des Mannes, wie er mit seinem „Heidelberg“ zu seiner Frau heimtanzt.

Der Deutsche: Zugegeben. Kunst für den Geschmack der Masse existiert und wird jährlich in einer Unzahl von Leinwänden produziert. Große Ausstellungen bieten sie dar. Es gibt keine Hemmung. Dem stehen wenig moderne Bilder gegenüber.

Der Franzose: Das optische Bedürfnis des Publikums wird aber vor allem durch anderes befriedigt. Denken Sie an die Kinoplakate und an das bewegte Bild des Films, wo es Bildhaftes und Roman auf einmal verspeisen kann. Auch kann der Schorfschi mit der Mari eingehängt im Dunkeln sitzen.

Der Deutsche: Unsere großen Städte sind offene Bilderbücher, die Plakate, die Schaufenster, das Leben. Die moderne Vitalität. Und die illustrierten Zeitschriften.

Der Franzose: Die Kunstgalerien in ihrem jetzigen Zustand haben eine tödliche Konkurrenz bekommen. Ihr Fehler ist, daß sie kaum Modernes zeigen. Vorsicht, Glas!

Der Deutsche: Schaubedürfnis ist etwas anderes als Kunstbedürfnis. Hier liegt eine Kardinalfrage.

Der Franzose: Auch Kunst würde das Publikum interessieren. Aber es hat keine Gelegenheit, Modernes in Konsequenz zu sehen. Die naturalistische Formung an sich hat nicht mehr die Kraft, eine Gefühlsregung zustande zu bringen. So bleibt denn dem Publikum der „Inhalt“ des Dargebotenen.

Der Deutsche: Hält ein neues Auto, so sammeln sich die Männer bis zu den Lausbuben. Sie kennen sich aus. Das ist gesundes Interesse. Für die Zivilisation ist es da. Für die Kultur?

Der Franzose: Kultur muß man propagieren und mußte es immer.

Der Deutsche: Es genügt schon, ihnen moderne Kunst zu zeigen und diese nicht als vom Teufel besessen hinzustellen.

Der Franzose: Es fällt mir ein Satz von Adolf Loos ein: „Der Mensch wird — übrigens zu allen Zeiten — modern geboren. Dann werden ihm seine gesunden, selbstverständlich auf das Moderne gerichteten Sinne genommen: das nennt man Erziehung.“

Der Deutsche: Zum Lehren braucht man auch die Beispiele der Tradition.

Der Franzose: Aber das Beste und als Beispiel allein des Lehrens Würdige war in seiner Zeit immer aktiv, radikal, modern. Man glaubt, daß jedes Bild, das alt und braun ist, verehrungswürdig sei. Merde! Es existiert nur, es hat nur Wert, wenn es einmal neue Erkenntnisse brachte und durch Radikalität den Karren der Welt vorwärtsstieß.

Der Deutsche: Man müßte die direkte und unmittelbare, natürliche Betrachtung propagieren an modernen Bildern. Dem Publikum würden im wahrsten Sinn des Wortes die Augen aufgehen. Es würde durch die Augen empfinden lernen. Das Bild ist eine direkte optische Komposition. Zweifellos gibt es ein Inhaltliches dabei. Eine Haltung des Künstlers. Sie ist nicht unwichtig.

Der Franzose: Die konstruktive Malerei, exakt wie eine Maschine, Resultat der Bemühungen vor dem Krieg, hat die Welt umgestaltet, unsere optische Welt. Das hindert nicht, daß wir inzwischen weitergegangen sind.

Der Deutsche: Unsere eigene Arbeit, aus der alles abgeleitet ist, akzeptiert man nur in der Verdünnung. Man wird genommen und gelobt als Plakatentwerfer.

Der Franzose: Diese Malerei hat allem seinen Stempel aufgedrückt. Die Plakate, die Schaufenster, die Stoffe, Fotografie und Film, Bühne, sogar technische Gegenstände. Aber nicht nur dies, wir sind in die Ideologie eingedrungen. Sie ist wirksam.

Der Deutsche: Kennen Sie zum Beispiel die Bosch-Erzeugnisse?

Der Franzose: Bosch ce n'est pas boche — ein gebräuchliches Wort unserer Monteure. Eine große Anerkennung für deutsche Erzeugnisse. In der Tat sind diese auch fabelhaft geformt. Das gehört zur Qualität. Höchste Präzision und Sauberkeit — und Form. Ihr Land beherrscht die moderne Form im ganzen wie kein anderes. (Der Franzose holt einen deutschen Stahlhelm.)

Der Franzose: Das ist unser moderner Ausdruck, unsere Form. Dieselbe knappe Sprache spricht die moderne Architektur und Malerei. Fort mit den Biedermeiern! Ihren dekorierenden Konservatismus bezeichnen sie mit traditionell und wurzelhaft. Sie selbst müßten zu ihren Dingen kostümiert gehen. Mit der Sänfte durch unsere Asphaltstraßen.

Der Deutsche: Mit der alten Bärenmütze ins Feld.

Der Franzose: Ja, wir haben deutsche Stahlhelme aufgesetzt, wenn es ernst wurde. Sie sind besser als die französischen. Ich war Kanonier bei Verdun.

Der Deutsche: Und die Architektur?

Der Franzose: Sie haben Architekten am Werk, die gesund sind. Sie haben endlich die Anleihen an die Stile beiseite gesetzt. Sie prägen ehrlich das Gesicht Ihrer Bauten, des geöffneten Raums. Im Zweckbau wird auch der Unbegabte das Moderne für richtig halten. Zu Hause will er aber den alten Mief. Eine Ihrer modernen Posthallen hat mehr Werte, und zwar meine ich menschliche Stimmung, als jede Biedermeier-Imitation mit möglichst viel Dach und schmalen Fenstern.

Der Deutsche: Der Kampf um das flache Dach. Wir tragen keine Kleider mehr aus Blättern und Federn, sondern tragen homogene Stoffe. Die schuppenartige Dachdeckung wird aus praktischen Gründen verdrängt werden.

Der Franzose: Ich finde, daß Deutschland ganz große Verdienste um die moderne Architektur hat. Man spricht von deutscher Architektur in den europäischen Ländern und meint die moderne. England hat Anfangsverdienste der Wohnkultur im letzten Jahrhundert. Holland. Die bei uns vielgepriesene Kultur des Mittelmeers ist für mich nicht mehr maßgebend. Auch le Corbusier arbeitete zuerst bei Ihnen, bei Behrens in Berlin. Er hat mir erzählt, daß er seinen ersten Artikel über die Theodor-Fischer-Bauten in Stuttgart schrieb. So arbeitet sich der werdende Künstler vorwärts. Ich bin Normanne. Sehen Sie meine Haare! Aber nicht deshalb. Die moderne Bewegung ist eine nordische. Ganz im Gegensatz zur Mittelmeerkultur.

Der Deutsche: Wir werden von den Gegnern als verrückt oder bolschewistisch angeschwärzt.

Der Franzose: Das sind die Mittel der Kollegen. Natürlich regt es sich in allen Kulturländern. Die Begabtesten arbeiten und geben ihren Beitrag. Die Moderne wird international, im selben Sinn wie die Gotik und Renaissance und so weiter international wurden. Die moderne Haltung ist, wenn Sie wollen, heroisch. Einfach, klar, energiegeladen. Man muß in die mechanisierte Welt eingreifen und sie zu vergeistigen versuchen.

Der Deutsche: Haben wir Vergleiche mit früher?

Der Franzose: Ich war in Italien in den Museen. Ich war sehr unbefriedigt. Plötzlich eine Bombe. Ein kleines Bild von Cranach. Es segt mit einem Schlag die ganze italienische Renaissance zum Teufel. Mit ihrem Manirismus, mit den gedankenvoll sentimentalisierten Köpfen, mit ihrem viel zu warmen Kolorit. Das ist melodisch wie eine weiche Pflaume. Aber Cranach. Er ist komprimiert. Ohne Sentimentalität. Kraftgeladen. Sauber sind die Figuren in ihrer Plastik, entschuldigen Sie, wie ein moderner Industriegegenstand. Männlich zum Plagen stark.

Der Deutsche: Sie sagten heroisch.

Der Franzose: Der Maler O., mein Kollege, verlangt Erhabenheit.

Der Deutsche: Heroisch. Das Stichwort. Vorbildlich: die psychologische und körperliche Haltung des Apoll von Tenea. Die harte archaische Zeit. Die Athleten und Sportsleute.

Der Franzose: Das spätere Griechenland machte Süßigkeiten. Aber Tenea, Agina. Diese geballte Kraft, das männliche, dazu das überlegene Lächeln. Wehren Sie sich. Sie müssen die Öffentlichkeit erobern.

Der Deutsche: Bekanntsein! Es entwickelt Segner.

Der Franzose: Sie wollen auch dabei sein.

Der Deutsche: Dabei, bei wem?

Der Franzose: Bei denen, die bekannt werden, daß sie ein Trommelfeuer von Schmähungen jahrelang aushalten mußten und nichts an den Mann bringen konnten. Ich habe unter den Brücken geschlafen.

Der Deutsche: Überall das Gleiche.

Der Franzose: Eigene Forschung und Konsequenz. Die Arbeit der andern besteht zu sehr im Zusammensehen von Einflüssen. Sie haben Empfindungen bei ihren Landschaften und Porträts. Aber sie empfinden die Empfindungen von vorangegangenen Künstlern, von den großen Toten, die auch einmal unter den Brücken schlafen mußten. Jene mußten mehr barfuß gehen, damit sie den natürlichen Kraftstrom wieder direkt erhalten. Dann sprechen sie von Scholle, aber imitieren die Ausdrucksarten anderer.

Der Deutsche: Die Malerei und jede große Kunst begnügt sich nicht mit dem Gangbaren. Der Künstler muß aus der eben herrschenden Augenkonvention heraustreten, muß vorangehen, muß für das Volk empfinden, forschen, denken.

Der Franzose: Die andern bleiben in der Etappe oder zu Hause und begrüßen ihn als „Bolschewisten“, wenn sie ihn gelegentlich von hinten sehen. Dann wird er dazu ausgeplündert.

Der Deutsche: Seine originale Arbeit wird genommen und verdünnt verwendet. Leicht verkäuflich gemacht. Das Originale erscheint dem Publikum zunächst durch das Ungewohnte des ersten Eindrucks rätselhaft.

Der Franzose: Das ist auch nicht anders möglich. Es ist ungewohnt. Von einer Lokomotive kann ich nicht verlangen, daß sie mich übers Wasser trägt: ein modernes Bild hat ganz andere Ziele als ein impressionistisches. Die heute impressionistisch Malenden plündern immer noch die Helden des Impressionismus.

Der Deutsche: Dem Publikum müßte klargemacht werden, daß der Künstler nur die wahre Tradition fortsetzt, indem er immer wieder aus der eben herrschenden Konvention austritt. Hätte Wagner im Sinne Beethovens weiterkomponiert, so wäre er ein Plünderer geblieben und seine Werke hätten nicht den mindesten Wert.

Der Franzose: In dem Außergewöhnlichen, Modernen, zu jeder Zeit, liegt Stoßkraft und Kraft überhaupt.

Der Deutsche: Das Volk ist nie gegen moderne Kunst. Die sogenannte Etappe ist es.

Reise im Fieber (Schluß)

31. Januar.

Im Schlafwagen. Auf meiner Reiseuhr, die auf dem Klapptisch steht, ist es zwischen zwei und drei Uhr nachts. Ich stehe hinter einem unerwarteten und ergreifenden Erlebnis, das den Auftrieb meines vom Fieber erretteten Gemüts erneuerte und es in eine unmäßige Gesteigertheit treibt. Ich habe die Vorstellung, es knallten in meinem Innern Fahnen, die im Wind hoch auf einem Berg stehen.

Als ich von dem Besuch des Speisewagens zurück in mein Abteil gekommen war, in dem in der Zwischenzeit das Bett bereitet worden und ich gerade mit dem Ausziehen beginnen wollte, hat es an meine Tür geklopft, und der Mann ist hereingekommen, der mir gegenüber am Tisch gegessen. Ich hatte ihn mir nicht genau angeschaut. Jetzt sah ich, daß er ein einfacher Mann und in Rhaki gekleidet war.

„Darf ich Sie noch stören?“ sagte er fast demütig und auf Deutsch. „Ich sah an dem Buch, daß Sie ein Deutscher sind. Ich bin das auch. Vielleicht wollen Sie sich in Rhodesien niederlassen . . . Land kaufen. Kronland ist ja keines mehr an der Bahn zu bekommen. Aber ich weiß anderes und nicht weit von der Bahn, etwas Gutes. Ich kenne mich aus. Ich könnte Ihnen raten.“

„Nein“, antwortete ich, „ich reise nur so. Nehmen Sie Platz. Sind Sie Farmer?“

„Ja, in Matabeleland. Mein Name ist Heinrich. Ich bin in die zwanzig Jahre nicht mehr drüben gewesen und immer nur zwischen Farmern. Immer kommen Neue und versuchen es. Sie haben tausend . . . fünfzehnhundert Pfund bar. Man meint, da kann was für gemacht werden. Auf einmal ist es fort. Man sieht nicht, wohin es ging. Es sind junge, gebildete, fleißige Leute. Tüchtig. Aber ich möchte mich nicht weiter über sie ausdrücken. Und auch nicht über die andern, die schon länger im Land sind und festfassen. Vielleicht steht es mir nicht zu. Ich bin ein ungebildeter Mann. Ich komme nicht weit her mit meiner Lebensweise. Daß ich es Ihnen sage, ich war bei der Mission. Aber ich war nicht Priester. Ich habe keine Weihen. Ich habe viel dort gemacht. Alle Handwerke. Und dann habe ich die Missionsdampfer geführt. Das hat mir gefallen. Jetzt bin ich verheiratet und habe zwei Kinder. Ich habe meine Frau aus Deutschland kommen lassen. Es ist eine gute Frau . . .“

Im Tonfall war es still und einfach, wie er das sagte. Sein Gesicht schaute mich unverwandt mit einem leichten Lächeln an.

„. . . sie ist fleißig. Ich habe jetzt auch ein Steinhaus gebaut. Aber ich mache halt viel selber. Wenn ein Nachbar mich für eine Handwerkerarbeit haben will, helfe ich ihm gern. Und dann habe ich jetzt hundertzwanzig Hektar gerodet und gepflanzt und siebzig Stück Vieh. Das Roden ist teuer. Ich lasse es auch bei den hundertzwanzig Hektar . . . ich müßte nun eigentlich nach Deutschland, um mich operieren zu lassen. Zu den hiesigen Ärzten möchte ich nicht. Aber ich brauchte dann einen Stellvertreter! Das ist schwer. So schwer wie Geld jetzt von der Bank zu bekommen, seitdem die Banken mit den Krediten so hereingefallen sind. Aber ich habe eine gute Ernte vor mir. Tausendachthundert Sack Mais rechne ich, und sechshundert Sack Erdnüsse. Wenn die Preise sich nur halten. Die Bank hat meine Farm jetzt dreitausendfünfhundert Pfund geschätzt. Ich möchte auch so gern so einmal nach Deutschland zurück. — Seit vor dem Krieg war ich nicht mehr drüben. Als der Krieg ausbrach, war ich in Portugiesisch-Ost, und ich bin durch Niassaland nach Deutsch-Ost gegangen, um mich zu stellen. Sie haben mich zurückgeschickt, ich sollte etwas schauen hier und es dann sagen kommen. Das habe ich getan. Ich bekam aber Schwarzwasserfieber, als ich zurück wollte. Da haben mich die Portugiesen gefunden, und so kam ich doch nach Europa, nämlich in ein Gefangenenlager bei

Lissabon, aber ich bin durchgewischt . . . Wir kommen um halb zwei in der Nacht an die Station, von der aus ich zu meiner Pflanzung komme. Ich habe einen kleinen Lastwagen dastehn. Ich hab' mir im Zug auch ein paar Arbeiter von da unten mitgebracht. Die von der Küste sind gut. Man darf die Schwarzen nicht schlagen. Ich kam immer gut mit den Eingeborenen aus, schon auf der Mission, wohin nicht die Besten kommen. Man weiß zu wenig von ihnen. Das ist das Unglück."

Auf einmal unterbrach er sich und sagte: „Trinken wir eine Flasche Wein zusammen!“ Als der Steward den Wein gebracht hatte und wieder gegangen war, schaute der Pflanzler mich an, und ich gewahrte, daß sein Blick einen Entschluß verriet und etwas in ihm wie zu einer tiefen Kummernis wechselte. Da sagte er, auch dies so leise und so einfach wie alles, was er bisher gesprochen hatte: „Sie sind ein ernster Mann. Ich sehe das. Sie haben vorhin bei Tisch auch nicht die Rede gefunden, wie die Engländer und manche Menschen das so leicht vermögen. Ich kann Ihnen alles sagen von mir. Als ich jung und gesund zur Mission kam, war das Schrecklichste die Versuchungen. Ich habe oft Nächte hindurch gegen meinen Körper kämpfen müssen. Dann kam ich darauf, auf Ketten zu schlafen, um sie zu töten. Ich habe das jahrelang getan. Wenn es Sie nicht abstoßen würde und Sie Ihre Finger hier hinter meine Schultern legen würden, so könnten Sie noch heute die Löcher fühlen, die die Wunden ließen. Man kann die Versuchungen töten . . . Einmal fuhr auf meinem Dampfer eine junge Nonne mit herauf zur Mission. Sie war aus meiner Heimatstadt, aus Hall, und sie ist oft zu mir an die Maschine gekommen, um mit mir über unsere Bekannten in Hall zu sprechen. Ich hab's dann schon gesehn, wie die andern, die von der Mission mit waren, Blicke zu uns herüber geworfen haben. Ich hatte viele Reisende nicht von der Mission und auch Waren mit und war froh, der Missionskasse eine so schöne Einnahme zuzuführen. Ich konnte aber erst bei der zweiten Reise abrechnen, weil der Pater Oberer nicht da war, und wie ich ins Zimmer zu dem Pater Oberer geh, da hab' ich ein lachendes Gesicht von der Freude, daß ich so viel abliefern konnte. Und da sagte der Pater Oberer:

Wie können Sie mit so einem Gesicht vor mich hintreten?

Ich hatte, sage ich, zwei schöne Reisen und zwei schöne Einnahmen.

Was haben Sie auf der letzten Reise mit der Schwester gemacht? fragte er böse.

Und er sagte mir, was ich gemacht haben sollte.

Wer hat das gesagt? fragte ich.

Der Pater Reinhart, antwortete er. Wie kann die Mission diese Schande wieder gut machen vor Gott!

Ich sagte ihm: Herr Pater Oberer, kennen Sie mich in den zehn Jahren nicht besser? Schauen Sie die Löcher in meinen Schultern!

Und dann bin ich zum Pater Reinhart gegangen. Er saß auf seinem Stuhl und las im Brevier. Ich hätte es nicht tun sollen. Er war Insubordination. Es war stärker als ich. Und ich hab' ihn beim Hals genommen und ihm gesagt: Sie Ehrabschneider! Und ich hab' ihn hochgezogen und geschüttelt und auf den Tisch geworfen und bin gegangen. Ich habe gehofft, daß sie zu einer Einsicht kämen. Niemand war auf meiner Seite. Und sie haben meinen alten Eltern geschrieben und mein Vater, das sind fromme Leute, schrieb mir: Wir verstoßen dich. Später ist alles herausgekommen, daß es böswilliges Klostergeschwätz war. Da haben sie mir Geld angeboten, mit dem ich nach Südwest gehen sollte. Fort aus der Gegend, aber ich brauchte ihr Geld nicht. Ich habe gesunde Arme, und ich hab' meinem Vater geschrieben, ich will heiraten, schicke mir Elise, wenn sie will. Aber mein Vater schrieb mir zurück: Wenn du heiraten willst, so ist Elise keine Frau für dich. Aber ich habe mit ihrer Schwester Klara gesprochen. Das ist die rechte Frau für dich, und sie will kommen.

Ich habe dann das Reisegeld geschickt und bin an die Küste gefahren, als ihr Schiff kam. Ich ging in ihre Kabine, und da hat sie auf einmal angefangen zu weinen.

Sie sagte: Ich kann dich nie lieb haben. Ich werde immer den Klosterbruder in dir sehn!

Was machen wir jetzt? hab' ich dann gesagt und zuerst nur schwarz gesehn. Es war alles für mich zusammengebrochen . . .“

Er schwieg. Er schaute in das schwarze Fenster hinein, und zum erstenmal sah ich sein Profil. Ich erkannte darin sein Gesicht nicht wieder. Von vorn war es all die Stunden so mild gewesen, mit einem stets freudigen Ausdruck, der sich kaum und nur kurz manchmal änderte. Auch seine Sprache hatte etwas Weiches. Aber von der Seite gesehn war dies Gesicht ein Gesicht des heiligen Franziskus. Die Augen dunkel in einem Sturm gesenkt. Der kleine braune Schnurrbart war wie von den Wettern der Seele zernagt, herabgerissen, die Nase in einem dünnen schmerzvollen Bogen wie ein Schwert der sieben Wunden . . .

Nun fuhr er fort: „Es war schwer. Ich habe mich dann entschlossen zu erzählen, was man mir angetan hatte. Da hat das Mitleid, das sie für mich bekam, ihr und mir geholfen. Wir sind glücklich jetzt. Wir haben zwei Kinder. Eines von fünf und eines von drei Jahren. Eine bessere Frau gibt es für mich nicht. Aber es ist schwer jetzt mit den niedrigen Preisen überall, und der Absatz stoppt. Man muß sich durchbeißen. Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Sie einzuladen, heute nacht mit mir zu kommen. Sie könnten ja bei uns bleiben, so lange es Ihnen gefällt. Aber wohl haben Sie andere, größere Dinge in Afrika aufzusuchen als meine kleine Farm . . .“ Er ist dann gegangen, als sich der Zug seiner Station näherte. Ich habe ihm durch das Fenster nachgeschaut, so lange ich ihn sehen konnte. Er hat noch gewinkt, schon aus dem Dunkeln neben dem hölzernen Bahnhof heraus, wohin die Zuglichter nicht reichten.

Was für ein Erlebnis! Welcher Zauber von Mensch zu Mensch! Ich habe selber fast kein Wort gesprochen, und nur die Art meines Zuhorchens und das Spüren meiner inneren Anteilnahme ließen den Quell dieses Gemüts fließen, das sich von der Spannung von dreißig Jahren Afrika und Fremde durch die Flucht an ein anderes Bewußtsein einmal befreien mußte.

1. Februar.

Um acht in Bulawayo angekommen. In die Stadt hineingestreift, leicht trunken. Aber das Fieber ist kaum merklich und entläßt mich in ein wunderbares Zwischendasein, in dem in einer weltverbrüdernden Annäherungsgier ich die Nachbarschaft von Menschen aufsuchen muß. Ich sitze in einem jener Lokale, die Konditorei, Café und zur Lunchzeit auch Speisehaus sind. Es ist schon vormittags Konzert. An meinen Tisch setzte sich auch gleich, wie bestellt, ein Mann nieder, und nicht nur setzte er sich ausgerechnet zu mir, der seine Nähe so nötig hat, sondern er tut etwas, was man in diesen Ländern nie tut: er grüßt, er grüßt sehr höflich, fast feierlich.

Bin ich ihm soviel wert, ich, irgendwer Fremder, der von irgendwoher durch irgendeinen Anlaß an diesen Tisch einer Konditorei in Südrhodesien hingeweht ist? Das ist wunderbar gradezu. Wer ist dieser gute Mensch? Er trägt einen sorgfältig gehaltenen weißen Leinenanzug und einen Gauchohut, wie ich selber auch einen habe. Tropenhelme sind in Afrika aus der Mode gekommen, und wo die Stärke der Sonne das notwendig macht, stülpt man lieber zwei breitkrempige Filzhüte übereinander. Aber Rhodesien hält noch am Tropenhelm fest. Rhodesien und der ganze Süden sind sehr provinziell. Sie sind wohl welthaft umklungen, sind es selber aber nicht. Und ein Mann, der „shorts“ trüge, was in den nordöstlichen Kolonien jeder tut, würde kein schlechtes Aufsehn erregen.

Ich vermochte nicht zu erkennen, welcher Nationalität dieser Mann mit dem Gauchohut sein könnte. Aber dieser höfliche Gruß hat mich reinweg bestochen. Ich bin gerührt und im ersten Augenblick wie auf einen Klang mit dem Fremden. Es kribbelt

mir auf der Spitze der Zunge, mein Erlebnis in der Nacht im Schlafwagen zu erzählen. Doch es ist sonderbar, wie ungeschickt bei dem fliegenden Auftrieb, in dem die Begegnung in meinem Gemüt weiterspielt, die Worte sich versagen. So rede ich ihn über irgendeinen unpersönlichen Gegenstand an. Ich tat es auf Deutsch, ich weiß nicht weshalb. Ich tat es wohl nur, weil ich nicht weiter überlegte, sondern aus jener transzendenten Gemütsstimmung heraus handelte, in der mich das verronnene Fieber zurückgelassen hatte.

Wir kamen in ein langes Gespräch. War dieser Mann ein Gelehrter, ein Journalist, ein Politiker, ein Beamter, ein gebildeter Farmer, ein Reisender? Ich vermochte es nicht zu bestimmen. Wir waren dann bei dem Problem Weiß-Schwarz angekommen. Er faßte es anders, als ich es gefaßt haben wollte. Er meinte, wenn das weiße Blut nicht imstande sei, einen Einspritzer Zulu- oder Raffern- oder Hereroblut mit zu verarbeiten, sei es nicht wert, daß man es besonders schütze. Solchen Schutz zu Gesetzen zu machen, wie es heute die Buren tun, seitdem sie in den Südstaaten die Engländer politisch kaltgestellt haben, sei der Purismus des Unreinen und das Pochen auf weiße Herrenkraft des Schwachen.

Wir aber stand, seit ich in Afrika reiste, eine andere Wendung viel näher als die der Blutmischung. Es war die der Geistmischung. Die Weißen sind grade auch mit ihrem Humanismus bei den schwarzen Völkern in eine geistige Schicht gestoßen, die von unserer überlegenen Geistigkeit vergiftet wird. Es ist das erste, was der Afrikareisende erkennt, und seit ich in dem Weltteil bin, plag ich mich damit ab. Was haben wir angerichtet? Weshalb taugen die Schwarzen nichts, die sich unter dem weißen Eindrang von ihren alten Einrichtungen, ihren alten Götzen und Zauberern abwenden? Unsere Schuld? Ihre Schuld? Und die Folgen? Die Zukunft für sie . . . für uns . . . ?

Mein Tischnachbar eifert über die unduldsam brutalen Vorschriften, die gegen Mischblut in der Union jedem menschlichen Gesetz Hohn sprächen, und ich sage mir jetzt wohl: Er ist Missionar! Aber zugleich folge ich fern von seinen Sorgen meinen eigenen Gedankengängen. Seine Rede, das Geklapper der vielen Menschen, die Musik stören mich nicht. Ich stürze gradezu in die Aufhellung einer Erkenntnisschicht. Mir ist, als stehe ich hinter einer Hirndusche, als sei das Fieber ein Stahlbad für meine Erkenntnistraft gewesen und ich hätte nur des Anstoßes durch die Gegenwart eines anderen Bewußtseins bedurft, um in einer großen Klarheit erschaun zu können, was sich bisher nur zwischen Nebeln in meiner Phantasie bewegt hatte: Das Hirn des Schwarzen beendet mit fünfzehn Jahren seine Entwicklung. Aber weiter schießt die Phantasie, üppiger als bei uns, wird Schöpfer ihres Lebensgenusses und ihrer Lebensgeheimnisse. Aus der Gemeinschaft dieser Phantasie drängen wir sie mit unserer geistigen Chemie heraus. Bei uns ist sie das Umschmelzungsergebnis von zweitausend Jahren innerer Kämpfe und Entwicklungen. Ihnen aber, kampflös aufgedrängt, nimmt sie das Beste, das Größte, was sie haben: die Naturnähe ihrer Instinkte. Sie läßt sie, die der Schöpfung noch verbundener sind, in einem Zwischenmenschentum liegen, dem keine Dämmerung beschert ist.

Ja, jetzt trat klar vor mich hin, worin das Unrecht besteht, das wir ihnen zugefügt haben und fortfahren zuzufügen. Es hätte müssen ein Mann gekommen sein (schwelge ich voll Melancholie in meinem Innern, während der Fremde am Tisch gegen die Burengesetze eifert), groß und zugleich weich, sehr genau und sehr großmütig, stark und ebenso mild, hart und träumerisch . . . und er hätte müssen ein ebensolches Christentum in sich haben und hätte über dem allen ein Genie im Erkennen und in der Tat sein müssen, was Livingstone, der einzige, der die Erkenntnis hatte, nicht war . . . heute ist es zu spät. Heute sitzt das Giftgas in den Organismen. Afrika wird sterben müssen an uns, wie die zwei andern Weltteile an uns dahingingen. Dieses arme wunderbare, naturwarme Afrika.

Auf einmal hörte ich, daß sich der andre unterbrach. Er schaute mir mit einer plötzlichen Schärfe in die Augen und fragte:

„Haben Sie Fieber?“

Da wurde ich wütend. Diese Frage war roh und schlug wie eine Hand mit einem Stein nach mir. Ich machte Obstruktion gegen die Fortsetzung der Gemeinschaft am Tisch und schwieg bockend zu seinen Äußerungen. Bald ging er und grüßte nicht mehr so fließend höflich wie vorher.

Ich wollte einen Whisky. Vormittags gab es keinen. Ich konnte meine Erregung nicht bemeistern. Versuchte sie in langen Streifzügen durch die Stadt abzureagieren. Um die Stadt kennenzulernen, hätte eigentlich die Probe einer Straße genügt, denn eine ist wie die andere, breit und gradaus, und die Stadt langt mit ihnen wie mit weit offenen Lungen nach allen Himmelsrichtungen ins Land hinein. Viele tausend Autos scharen sich an die überdeckten Gehsteige vor den Geschäften, soviel Autos wie weiße Bewohner. Solch eine neue englische Kolonialstadt ist eigentlich nichts wie ein großer Basar, und man kommt hierhin leben, nur um Geld zu verdienen. In diesen Städten gären die Keimzellen der Kräfte, die das alte Afrika zerstören. Ihre englischen Bewohner tun das einzig Vernünftige: sie flüchten sich in den Sport, der ihnen zu wesentlich wichtigerer Lebensäußerung gediehen ist als selbst ihre Geschäfte.

Achttausend Weiße wohnen hier und achttausend Neger, Neger zusammengewürfelt aus allen Teilen der südlichen Hälfte, und beide Teile sind Entwurzelte. Sie wissen nicht, wo sie hingehören und nicht, wohin sie ziehn. Die Neger liefern sich chronisch erregt durch diesen Zustand oft gegenseitig Schlachten in den Straßen, bei denen eine Gegend auf die andere loszieht und es Tote gibt. Die Weißen wehren dem Gemetzel ohne besondere Leidenschaft.

Die Weißen leben von Frauen angeführt, denen voraussetzungsloses Bereitsein, Lebensgenuß anzunehmen, wie er kommt, das Dasein führt. Sie zeigen sich in übermäßig lebhaft gefärbten Seidenkleidern. Jung, oft sehr schön, sehr aggressiv in der Erscheinung und im Auftreten, doch früh verpudert, verschminkt und von Leben und Klima veräht. Kluft zwischen Regierungsbeamten des Königs und den andern Schichten der Gesellschaft. Burenfamilien als niedere Kaste von den englischen beiseite gelassen. Mischen mit Schwarzen bedeutet gesellschaftliche Hinrichtung, kommt nicht vor, aber die auffallendste Wirkung für den, der wie ich aus den nördlichen und östlichen Kolonien kommt, ist, daß man hier Weiße mit beschmutzten Anzügen, mit von Arbeit gestempelten Händen sieht. Weißes Proletariat! Droben war der minderwertigste Weiße Herr. Das Straßenbild wie in Europa gezeichnet von den Erscheinungen der Arbeitslosigkeit. Ein Weißer bettelt einen an. Ein Engländer, ein Deutscher, ein Belgier . . . sei in Afrika hängen geblieben, finde keinen Verdienst mehr . . . Neger rudeln oder lungern in Haufen umher ohne Beschäftigung, machen, auf dem Randstein der Gehsteige sitzend, wenn sie sich langweilen oder heimwärts sehnen, für sich Musik. Sie haben dazu ein Brett mit Drahtsaiten, das sie zur Resonanz in eine trockene Kürbischale stellen.

Keine Stadt. Ein Markt. Alle diese afrikanischen Kolonialstädte der Engländer sind Märkte in Permanenz. Irgendwo in der Peripherie klebt sich die Wohnstadt mit Bungalows in Gärten an.

An einer Straßenkreuzung steht auf hohem, schlankem Steinsockel Cecil Rhodes, dem England den Besitz des nach ihm genannten Rhodesia verdankt. Es ist kein Name an diesem Denkmal. Denn in den beiden Rhodesien muß jeder Mensch wissen, wer dieser Mann ist, der mit breitgestellten Beinen, die Hände locker auf dem Rücken, in einem schlecht gemachten Straßenanzug einen so unfeierlichen und sichern Schritt in die „Achte Avenue“ machen zu wollen scheint.

Im Museum hinter Rhodes Rücken Funde aus Zimbabwe, die wesentlich bedeutender sind als die, die ich in Salisbury sah, und mir den Zustand der Fieberlosigkeit und das Reisen in Afrika mit neuen Lockungen ausstatten. Phallussymbole aus Gold und Stein, chinesische Porzellanüberreste aus der frühesten Zeit, Astarte-Darstellungen aus schwarzem Granit, mächtige, geheimnisvolle Vögel. Ich zeichne den Plan der Ruinenanlage ab. Er ergibt ein unverständlich planloses, fremd zauberndes Ineinander- und Umeinanderkreisen von Mauern und Gängen. Man fand keine ethnographischen Spuren in diesen Ruinen und hat keine Ahnung, was für ein Volk diese Werke schuf, was für eine Zeit diese Stadt baute, deren Mauern einen Umfang von mehr als zehn Kilometer haben und in der entlegensten Einsamkeit von Matabeleland liegen, Nachbar von armeligen Hüttendörfern der Zulus. Frobenius vermutet einen Zusammenhang mit einem Kulturkreis, der sich vor viertausend Jahren an den Küsten der indischen und persischen Meere gebildet hatte.

2. Februar.

Der Zug ist um halb sieben in der Früh angekommen. Die Fälle haben kurz vor Livingstone eine eigene Station und ein neues und großes, luxuriöses Hotel, in dem das billigste Zimmer einundzwanzig Schilling kostet. Ich gehe gleich zu den Fällen. Sie liegen nicht weiter als eine Meile vom Hotel. Die ganze Gegend war schon lange von ihnen erfüllt. Schon seit Stunden sah ich vom Zug aus die fünf Dinstsäulen über den Wäldern. Rauschen und Donnern strömen unablässig durch die Luft. Der Wasserstaub fegt weit über das Land. Die Hitze, mit Feuchtigkeit durchsetzt, hat wieder das Schleimige des tropischen Küstenklimas. Peinvolle Mahnung an mein Fieber. Obschon das Brausen bereits alles beherrscht, seh ich noch nichts von den Fällen. Ich steige höher und gewahre überrascht, sehr nahe einen großen, breiten Strom in Auschnitten zwischen Aftwerk. Er scheint auf mich zuzufließen. Es regnet mitten in die Sonne hinein. Der Wald ist fett und naß.

Und dann kommt eine Stelle, von der ich gewahre, daß ein Strom, der eine halbe Stunde breit ist, verschwindet, nah vor mir, es ist unverständlich. Er ist fort. Er verschwindet innerhalb eines schlachtenmäßigen Getöses. Er kommt mit einer feierlichen Langsamkeit herangereist in dieser wunderbaren Breite, ahnungslos, was das Toben und Donnern bedeute. Ja, und jetzt bin ich am Rand und sehe, wie dieser ruhige, herrliche Strom, nun so breit, daß man ihn nicht in seiner ganzen Ausdehnung übersehen kann, über eine Kante kippt und in einen Erdsplatt, in einen ungeheueren, schmalen Mund der Erde, hineingezogen wird, der zwischen mir und ihm aufklappt und nicht so breit ist, daß ich nicht mit einem Stein hinüberträfe.

Aus dem Mund jagen die Kanonaden heraus. Mit aus träumenden Bewegungen gesponnenen Strähnen hängt sich der Überfall des Stroms über die Kante. Er scheint verwehen zu wollen. Aber er ist unversehens vom Sturz vergewaltigt, in einer urhaften Auflehnung, in Explosionen von Raserei und Katastrophen. Auf dem Grund des Spalts ist nichts zu sehen wie die Verzweiflung, mit der der Sambesi sich zerschlägt. Da unten ist er jetzt nichts mehr als ein Chaos von Bewegungen, denen kein Auge zu folgen vermag. Unerforschliche Nebelmassen strömen in einer geheimnisvollen Jagd und Hast heraus. Sie sind unablässig von grellen, jähen Regenböen wie in lautlosen Schüssen durchrast. Reglos brückt sich ein hochgeschwungener, greller Regenbogen durch den Aufruhr und die fliehenden Nebel. Der Boden schaukelt in einem leisen Schwingen unter meinen Füßen.

Eine halbe Stunde lang gehe ich auf der Kante, bis ich ans Ende komme, wo der Strom wieder gesammelt in engem Cañon und voll Schrecken davonwirbelt. Jenseits unten in der Tiefe buckelt eine breite Steinplatte sich aus dem gischenden Wasser. Ich sehe eine baumgefüllte Schlucht hinabreichen. Vielleicht kommt man durch

sie in die Tiefe? Es ist tief unter meinen Augen. Ich bin beim Hinabblicken von einem Gefühl des Schwindels erfaßt. Zugleich ist es so, als ob der Lärm der Wasser die Kante der Felsen, auf denen ich stehe, leise schütteln würde, und ich muß zurücktreten.

Ich finde die hoch durch die Luft schwebende Brücke zum anderen Ufer und rutsche unter den Bäumen über Steinblöcke und in der mit Geröll gefüllten Rinne eines kleinen Baches hinab. Ich dampfe vor Erhitzung. Es ist anstrengend, über die hohen Steine hinabzuklettern. Ich gerate in ein laues und breiiges Bad, und obschon ich nicht mehr in die Tiefe sehe, hat sich der Schwindel erhalten und kreist mir unter der Schädeldecke wie in einem Karussell.

Als ich aus dem Buschwerk mich auf die Steinplatte durchzwänge, stürzt sich an der Seite unter der Felswand ein Krokobil von der Platte in die Strudel. Wie eine Säge schneidet der Rücken hastig durch das Wasser davon, und ich breche in einem wilden Schüttelfrost zusammen, der mir kleine Schreie aus dem Mund treibt. Unablässig kleine Schreie. Ich will widerstehn, will auf die Beine, will schauen und sehen. Die Fußgelenke brechen ab. Ich liege lang hingestreckt und fühle meinen Körper in den Frösten zucken, und die schweren Bergschuhe höre ich auf den Stein schlagen. Die Sinne schwinden in der Überflutung durch das Fieber. Ich sehe erst in einen feurigen Brei, zu dem sich die Luft verflocht. Dann nichts mehr. Ich habe wohl die Augen schließen müssen, weil ich gezwungen sein soll, den Regenbogen hinaufzuklettern, der in steiler Wölbung über der Schlucht und den Fällen steht. Es ist zum Verzweifeln. Ausgeschlossen, daß mein Fuß in dem weichen Dunst der Farben Boden findet, und dann kann ich abstürzen. Ja, es bleibt mir nichts übrig, wie mich hinabfallen zu lassen, wo noch nie eines Menschen Fuß war. Weshalb gerade ich? Das ist eine furchtbare Frage. Eintausendfünfhundert Millionen Menschen sind auf der Erde und gerade ich aus dem kleinen Land Luxemburg auserwählt, dies Unmögliche, dies sinnlos Unausdenkbare zu tun. Jetzt ist es denn ausgemacht, daß ich Amélie nicht wiedersehen werde, und das um so weniger, als vor meinen Augen und der Ohnmacht meiner Hände die schöne, düstere Frau aus Tanganjika von dem Krokobilrücken zu einem blutigen Salat zersägt wird ...

4. Februar.

Zwei Tage im Bett. Ich bin von der Steinplatte wieder hinauf und ins Hotel gekommen. Wie, weiß ich nicht genau. Nur daß mir während des ganzen Wegs entsetzlich übel war. Ich hab mich gleich ins Bett gelegt. Dann hat es an meiner Tür geklopft. Es kam eine große und ruhige Dame herein und fragte: ob ich Fieber habe. Ich sagte: „Mir scheint's!“ Sie brachte mir einen Jungen schicken, einen mit starken Armen, und ich soll ein heißes Bad nehmen, und der Junge werde mich dann stark abreiben, und dann müsse ich ins Bett zurück. Aber es kam kein Junge. Wo hat mich die Anopheles gestochen, der ich nun diese Katastrophe verdanke? Dem suche ich rastlos nach. Ich tastete den Weg zurück über Daresalam, das Pori, den Meruberg, Renia, Uganda, Sudan, Nil ... im Subd? Wo?

Ich stehe, von einer verzweiflungsvollen Ungeduld vergewaltigt, auf und gehe allein zum Bad. Das ist beschwerlich. Etwas ist wie einseitig ausgehöhlt in mir, und ich finde kein rechtes Schwergewicht.

Es ist ein schönes Hotel, das schönste Afrikas, neu und zeitgemäß, Louis-XV.-Stil und Messingbetten. Aber in den Bädern fließt kein warmes Wasser. Vielleicht hat die Dame das nicht gewußt, und das ist die Ursache, die den Jungen mit den starken Armen, denen ich so sehr vertraut hatte, zurückgehalten hat zu kommen. Ich bade trotzdem und reibe mich in einem irren Born selber ab. Ich lasse mir Whisky und Sodawasser ans Bett bringen. Eine Flasche Wasser genügt nicht. Erst nach der dritten kann ich mich

einigermassen zufriedengeben und schlafe auch ein. Kann abends zum Nachtessen aufstehn, vermag aber nur Obst zu essen, wundervolles Obst aus den Südstaaten: Trauben, Birnen, Pflirsche, Papaias, Ananas. Mein Hunger nach ihrem Saft ist unstillbar. Der Saft ist das Paradies.

5. Februar.

Vormittags gehe ich nochmals zum Fall. Ich scheine nur leichtes Fieber zu haben. Ich bringe in die Zone ein, in der es immer regnet, sehe den Fall noch einmal. Ich bin von einem spitzen Gedanken der Schadenfreude durchstoßen. Ich habe dem Fieber den einen Teil meiner Pläne abgerungen! Ich habe die Sambesifälle gesehen! Es kann mir sie nicht mehr nehmen.

Nun nach Zimbabwe. Dem zweiten Teil! Ich denke nicht daran zuzugeben, daß ich es nicht erreichen werde. Ich fühle mich entkräftet, aber das Fieber bleibt schwach. Um zwei Uhr fährt ein Zug. Den werde ich nehmen. Er ist morgen in Bulawayo. Und dann kann ich Donnerstag in Zimbabwe sein. Eine junge Engländerin geht plötzlich an mir vorbei, durch den Regen, über den die Sonne scheint. Sie hat einen zerbrechlich feinen Körper. Ich kann ihn gut erkennen, denn sie trägt einen sehr eng anliegenden glatten Badeanzug, an dem man die Hose nicht sieht. Sie hat in einer Zweiteilung, die mich bewegt, zugleich zu lange Beine und einen zu langen Oberkörper. Ihre Haut ist von Haus aus weiß wie Silber. Durch die afrikanische Sonne aber wie das Fleisch der hiesigen Pflirsche, wenn sie überreif sind, angebräunt. Doch dieses Mädchen ist nicht überreif. Es ist wie eine Stunde in den Wolken vor Aufgang der Sonne. Eine gotthafte Gesandtin der weißen Haut nach dem schwarzen Erdteil. Eine Göttin von Tau und Kühle in dem breiigen, ewig lau beregneten Tropenwald. Im Anblick der gigantischen Magie des Absturzes des Sambesi hat die Schlankheit ihres Leibes etwas Entirdisches. Das Mädchen geht an mir vorbei mit einem aufrechten Körper, der von Süße gelbt. Mir bleibt in gleichen Portionen verteilt das Gefühl einer aufs ergreifendste gerührten Dankbarkeit. Und eines Zusammenhangs mit diesem Wesen in den Gezeiten einer Liebe und Brüderlichkeit, die in gewichtlosen Rhythmen und als eine göttliche Gnade in mir ab- und anebben.

Aber diese Zustände der Fieber, die ein Gemüt ohne Ausgleich zwischen Überspannung und Niedergeborstsein lassen, die Erlebnisstärke geisterhaft steigern, bilden ja die Schicht, in der fast jeder Europäer zeitweilig die tropischen Länder zu erleben hat ...

Zu essen vermag ich nichts, als ich vor Abgang des Zugs im Speisesaal sitze. Nur ein paar Früchte. Ich bitte den Manager, er möge mir einige Pflirsche mit meinem Gepäck in den Zug geben. Selbstverständlich, sagt er, schickt die Pflirsche aber ebenso wenig, wie die Dame den Schwarzen mit den starken Armen geschickt hatte. Auch mein Abteil ist nicht belegt, obgleich ich es bestellt hatte. Die Engländer in den Tropen sind, wie gesagt, den Einrichtungen unterlegen. Sie beherrschen sie nicht. Sie spielen Tennis und Golf und trinken Sundowners mit der Pünktlichkeit einer Weckeruhr, aber ihre Post liefert nur jeden zweiten Brief ab. Immerhin, heute Montag, den 5. Februar, ist wirklich der Zug aus dem Kongo angekommen, der ankommen sollte, und fährt mit mir um zwei Uhr wieder nach dem Süden.

Der Zug hat einen Wagen voll junger Belgier, die in den Kupferminen von Katanga im Kongo angestellt gewesen, durch die Weltmarktkrise aber entlassen worden und nun auf dem Rückweg nach Europa sind. So gern hätte ich mit ihnen gesprochen. Aber das Fieber erzwang, daß ich mich hinlegte.

6. Februar.

Ich kenne Bulawayo auswendig, und jetzt soll ich, von Fiebern betäubt, von der Früh um halb sieben, der Stunde der Ankunft des Zugs, bis abends halb zehn, wo

ich Anschluß nach Swelo habe, nochmals dieses schreckliche Reißbrett einer Stadt auf und ab treten, weil die Engländer keinen Fahrplan zusammenstellen können.

Ich nehme mir ein Zimmer im Grand Hotel, dem „ersten“ der Stadt. Ein noch schlafender Neger führt mich in einen Hof und in eine alte Bretterbude. Es riecht. Es ist dreißig heiß, und ich falle aufs Bett. Ich rufe noch: Bring Selterwasser! Hat er's gehört? Ich bekam keins. Rufe. Es kommt niemand. Keine Kraft, nach einer Klingel zu suchen. Schlage an die Holzwand, schreie: Komm! Verkrümme mich unter der Decke und fange an, vor Verzweiflung und Verlassenheit zu weinen. Der Lärm des Hotels und des Draußen saugt sich als ein einziges rohes Geräusch in die Nerven, die alle bloßliegen. Furchtbarste Marter! Der Name Bulawayo heißt in der Zulusprache: Ort des Mordes. Die großen schwarzen Töter Mossilikake und Lobengula hatten ihre Residenz hier, ihre Menschenopferstätten . . . Mossilikake würde auf deutsch Blutpfad genannt werden . . . und sind von den Engländern hier erledigt worden.

7. Februar.

Nachts um halb drei bin ich in Swelo angekommen. Es geht mir besser. Ich bin hochgedreht. Es ist ein neues, recht schönes Hotel, in dem ich ein ordentliches Zimmer habe. Midlandhotel heißt es. Es gehört den Meikles, denen alle größeren Hotels in Rhodesia gehören, die auch wunderbare Warenhäuser haben, Schiffsvertreter sind, landwirtschaftliche Maschinen verkaufen. Ursprünglich sollen sie Deutsche gewesen sein. Ich will in der Früh den Zug nehmen, der jeden Donnerstag um halb neun nach Fort Victoria fährt. Dort miete ich einen Wagen nach Zimbabwe. Es ist merkwürdig, wie gut es mir nach den schweren Anfällen geht. Kann ich dem Zustand trauen?

9. Februar.

Mein Mißtrauen war gerechtfertigt gewesen. In der Nacht kam das Fieber wieder. Am Morgen war ich so pfutsch, daß ich an den Zug nicht denken konnte und liegen bleiben mußte. Übermorgen fährt wieder ein Zug nach Fort Victoria. Es wird mir jetzt doch bedenklich. Ich habe kein Fieberthermometer, aber vielleicht kann ich mit dem, das ich zum Messen der Temperatur des Entwicklers benutze, wenigstens sehen, wie ich einigermaßen dran bin, ob das Fieber hoch ist oder nicht. Milligrade sind auf dem Thermometer ja nicht eingezeichnet. Aber achtunddreißig oder vierzig lassen sich unterscheiden.

Es zeigt keine Temperatur an. Kann mich das versichern? Meine Haut scheint sich vom Fleisch im Gesicht zu lösen. Das ist merkwürdig quälend. Nicht am Körper, sondern im Gemüt. Ich habe auch tiefe Wunden von Insekten, die ihre Eier in meine Haut gelegt haben. Ich will nur trinken und Obst essen.

Es gäbe kein Obst, läßt mir durch den Neger der Manager sagen. So solle man welches kaufen gehn für mich. Ich klinge immer fünfmal, bis wer kommt. Es gäbe auch keins zu kaufen, wird mir endlich berichtet. Der Manager soll kommen, sag ich dem Neger. Er geht wieder. Niemand kommt. Klingeln! Niemand! Ich liege, wie von der Erde in die Leere gefallen in dem Zimmer. Klingele. Niemand!

Aber ich muß etwas haben. Trinken! Obst! Ich raffe alle Tatkraft zusammen, stehe auf und geh hinab. An der Tür zum Speisesaal steht ein Kellner, ein Goanese, von der portugiesischen Insel Goa an der Westküste Indiens. Drittel Inder, drittel Neger, drittel Portugiese. Aber sie halten sich für stolze, reine Europäer. Hier herum sind fast alle Kellner Goanesen. Er schaut mich an und richtet sich auf. „Sir!“ ruft er aus. Er sagt es nicht, er ruft es . . . wie einen Schrecken: „Sir!“ „Obst“, sage ich ihm. „Ist es möglich, daß es in Swelo kein Obst zu kaufen gibt, wie der Manrage sagt?“ Er antwortet: „Ich will sehen, was ich für Sie tun kann“.

Ich wanke zurück. Mir ist, als sei ich durch eine Schicht von der Umwelt getrennt. Es ist eine Schicht aus einem blasigen, weichen Guttapercha. Ich stoße hinein, dringe aber

nicht hindurch. Ich muß diesseits bleiben. Jenseits schwankt die Welt im Flug. Ich fliege auf meiner Seite im Durst dahin. Es gibt nur zwei Dinge auf der Erde: Wasser ... Pflirsche . . . sie sind eine selige Glückseligkeit, und es ist furchtbar, es ist ein Höllenpfluhl, daß ich diesseits der Sutaperchaschicht bleiben muß, und jenseits reifen die Rapppflirsche in prangender Schwellung, in einer süßen Saftschwangerschaft, in Wehen von Saft, den zu empfangen es meinen Gaumen jappen und meine Lippen spitz macht.

Im Flur hängt ein Spiegel und fragt mich: sieht man eigentlich, daß sich deine Gesichtshaut löst? Als ich hineinschaue, ist mir, mein Herz reiße entzwei. Das Weiß meiner Augen ist gelb und braun wie eine alte angerauchte Meerschampaupfeife.

In der Nacht um halb drei fährt ein Zug nach Salisbury zurück. Er kommt morgen um elf Uhr dort an. Der Hotelomnibus bringt mich zum Bahnhof. Ich liege auf einer finsternen Holzbank eine ganze Stunde, bis der Zug kommt. Im Schlafwagenabteil ist ein junger Engländer schon im Bett. Nach einer Weile sagt er mir:

„Sie sind krank!“

„Ja, mir ist sehr schlecht.“

„Ich werde schauen, daß ich ein andres Abteil finde. Ich möchte Sie nicht stören. Oder wenn es Ihnen angenehmer ist, jemanden in der Nähe zu haben, vielleicht brauchen Sie Hilfe?“

Ich weiß nicht, wie die Nacht ausging. Amélie und Harry haben mich in Salisbury in ihrem Wagen abgeholt und gleich in ihr Bungalow gebracht. Amélie hat mich angelacht. Es war so schmerzvoll für mich, dieses Lachen zu sehn, das kein Lachen war, sondern Erschrecken.

16. Februar.

Süße englische Freunde! Ja, „englische“, engelhafte . . . Es ging einem Mann schlecht, und ihr habt ihm mit einer selbsttötenden Kameradschaft geholfen. Er fiel in euer Haus. Ihr habt ihn mit Händen aufgefangen, die vom Geist des guten Samariters strahlten, und was ich an euch erlebte, gehört zu den beglückendsten menschlichen Dingen, die mir je widerfahren sind. Wenn ihr bis spät in die Nacht bei dem Fiebernden saßet, war eure Gegenwart die bannende Anwesenheit seines guten Geistes. Denn sobald ihr wegwart, hatte er seinen Kalvarienberg zu besteigen, Nacht um Nacht. Es war kein Kranksein mehr, was die Fieberhalluzinationen in dem Strom der endlosen Nächte über mich mahkten. Es war eine Schlampe von Blut und Rot. Eine Orgie von Verbrechen, von Erwürgtwerden und Erwürgenmüssen. Ganz Afrika strömte auf dem Bloksberg zusammen, auf den ich hingeklatscht wurde wie ein Razenaas, aufgegeben, Gegenstand von Abscheu, Fußtritten und Verfluchungen. Die düstere Frau in Tanganjika drang mit einer solchen Nähe ihrer gefährdeten Seele auf mich ein, daß sich mir die Phantasie verspannte und zerknallte. Ich hatte mit Menschenblut besudelte Eisenketten zu verschlingen, weinte und schluchzte, drohte dran zu ersticken und wußte nicht, wer mich zwang, es zu tun. Die Victoriafälle wurden zu Steinriesen, die mich zur Pest von Ehen vergewaltigten, denen jedes Laster nur der Beginn von grundloserem Versinken war. Das Meer war das kochende Gesicht des Negers, dessen Zähne in Weißglut anstrebten, mir die Füße wegzunabbern. Mein Fuß wurde auf keinen Weg getrieben, der nicht unter ihm in bodenlosen Sumpf brach. Es gab keine Luft, die man atmen konnte, kein Firmament, das nicht im Stürzen war, keinen Berg, der nicht auf mich zuwälzte, kein Wasser, das mir nicht die Kehle zuschlammte, keine Hautpore die nicht in ekle Schwäre aufbrach, keine Hirnwindung, die nicht von Milben lebendig ward, aus denen Quälgespenster aufwachten und zu würdelosen Katastrophen trieben. Die Wände eines jeden Raums zerplatzten zu einer wüsten, schamlosen Auslieferung an jedermanns Blicke. Alles war zu unbefieglar unanfahbaren Unmöglichkeiten aufgeweicht. Wenn ich schreien

wollte, war meine Kehle von einem Elefantenrüssel weggerissen, der sich aus unerfindlichem Grund an mir rächen mußte, weil ich im Sudd gesehen hatte, wie er sich aus dem Gras erhob. Wollten meine Hände zugreifen und sich wehren, befanden sie sich auf einmal nicht mehr an meinen Armen, waren sie zu einem grauenerregenden Nichtmehrbestehen verweht.

... Nun ist die Nacht vorbei. Ich höre Lärm im Badezimmer nebenan. Meine Ohren saugen sich an die Geräusche, die im Haus entstehen, verliert, bittend um Erlösung aus der Vereinsamung. Bald werden Amélie oder Harry hereinkommen und die Läden aufstoßen. Ich sehe den goldenen Tag, die Reihe der Bäume mit den Papayamelonen, das errettende Grün der Welt.

„Wie war die Nacht?“ fragt Harry.

„Hab ich geschrien?“

„Nein, ich war vier- oder fünfmal bei Ihnen, Sie haben ruhig geschlafen, Gott sei Dank. Und nun, was haben Sie für Wünsche? Amélie kommt gleich. Bis heute Abend! Soll ich was aus der Stadt mitbringen?“

Amélie, ich küsse dir fromm die Hand. Wenn du nachts von meinem Bett gehst, schaue ich dir nach, wie du hinter der sich schließenden Tür verschwindest, von der streichenden Flamme der Kerze in deiner Hand mit Gold überstrahlt. . . . Du bist dann ein Heiligenbild. Ich soll geschlafen und nicht geschrien haben, sagt Harry. Aber in den Fiebern erlebe ich jede Nacht meine Reise als eine Übertragung in etwas dämonenhaft Höllisches. Solch eine Hölle kann es nicht einmal im Jenseits geben, denn der Böse zwingt mich jedesmal, sie mit dem Bösesten in mir gegen mich selber in Brand zu setzen.

Amélie fährt mir einmal weich über die Haare.

„Komm“, sagt sie, „das wird bald wegbleiben“.

Und dann beginnt die ganze schwere Pflege, die ein Körper verlangt, der nach acht Tagen von starken Fiebern steht. Sie geben sie mir gemeinsam in einem unermüdlichen Samaritertum. Mir quillt alles von Dankbarkeit, Ergebenheit, Liebe. Ich bin außer Gefahr. Erst hatte es wie Schwarzwasserfieber ausgesehen, aber das Gelb in den Augen kam von einer Lebererkrankung, die sich zur selben Zeit wie die Malaria im Körper entwickelt hatte. „Vous êtes hors danger“, sagte der englische Arzt. Er sprach gern französisch mit mir, das er vom Krieg kannte, den er in Frankreich mitgemacht hatte. „Ce n'est rien qu'une malarial jaunisse“. Eine Malaria-Selbsucht.

Jetzt höre ich ihn im frühen Morgen über dem Haus in einem alten, kleinen Flugzeug durch die Luft paddeln. Der Motor macht keinen schlechten Rappelllärm. Er betreibt das mit Leidenschaft. Morgen wird er zum letztenmal kommen.

Ich stehe schon auf. Nach Harrys Heimkehr sind wir auf der Veranda, und ich schaue vom Streckstuhl durch die Drahtgaze in den Sonnenuntergang. Der Abend ist auf einmal mit einer so unerwarteten Nachdrücklichkeit, mit einer milden Gewaltigkeit gekommen. Hat das sachte Grün des Tals gelöscht, bleibt mit dem Sonnenuntergang noch über dem Koppje, dem niedern Hügelzug im Westen. Letztes Licht und Stille stehen mit einem Zwang in der Welt, dem nichts entweichen kann, sind unerklärlich erhoben und stärker und weiter als die Bescheidenheit dieser Landschaft. Die Grillen, als ob tausend Bremsen knirschend auf Räderfelgen schlügen, und stören die Stille dennoch nicht. Wir plaudern hinein. In welch süßer Weichheit geht das Leben nach dem geheilten Sturz durch das Fieber.

22. Februar.

Die Führung dieses Lebens ist mir sachte aus der Hand genommen. In einer Therapie liebevoller Menschlichkeit und einer Kameradschaft, wie sie sich in diesem Maß nur bei Engländern aus der Einsamkeit in den Kolonien entwickelt hat, wird das Leben mir in leicht verdaulichen Portionen wieder genähert. Die Kenntnisse Rhodesiens werden

mir zugeführt, in vorsichtigen Dosierungen. Jetzt auch erst tritt Nicoll in Erscheinung, das liebliche, gelockte Bübchen der beiden Freunde, fünf Jahre alt und innig verbunden mit Piccanin. Piccanin ist nicht viel älter und herausgelesen aus einem Trupp von Negerburschen, die von der Küste Mozambiques heraufgestreift sind, um in Rhodesien Verdienst zu finden. Amélie verträgt sich leider nicht mit der schwarzen Dienerschaft. Sie hat einen „dégoût“ gegen sie, wie sie sagt. Das versperrt ihr den Weg zu ihnen. Wir sprechen oft darüber, wenn ich morgens im Garten liege und sie neben mir sitzt. Denn es ist mir eine tiefe Kummernis, daß sie nichts von der Naturnähe und der Naturwärme Afrikas zu spüren bekommt. Aber sie ist nicht zu bekehren. Sie spreizt sich, sie, dieses gütige Herz. Sie weigert sich vor einer bessern Einsicht.

Wenn wir allein sind, unterhalten wir uns in der Sprache unserer Heimat und viel über diese, und ich weiß bald, daß ihr Widerstand gegen die schwarze Dienerschaft Erinnerungssehnucht ist. Afrika ist weit und groß und Rhodesien mitten drin welthaft abschirmend vor einem so fernen kleinen Land wie Luxemburg. Das ergibt eine Sehnsucht, die von Wehmut krank werden kann.

Piccanin und Nicoll bauen derweil im Gras aus Kistenbrettern ein Automobil. Kochtopfdeckel als Räder. Sie setzen auch einige alte Schrauben an. Die Huppe wird durch einen Insektenpulverball dargestellt. Schwierigkeiten macht die Beschaffung des Steuerrads. Nicoll schimpft deshalb auf kaffrisch mit Piccanin. Der nimmt es zufrieden an. Sein Tarobauch ist schon gut zurückgegangen. Zwischen diesen beiden ist das Problem Schwarz-Weiß gelöst. Vorläufig.

Der Boy Diamant spielt mir auf einer Zither vor, die aus einem Brett und acht Drahtsaiten besteht. Die Musik, die er macht, führt sein Gemüt in eine Ekstase, in der ich seine Augen die Welt verlassen sehe. Ich schenke ihm zwei Hemden von mir.

23. Februar.

Doktor Storey kam Sonntag früh vorbei. „Mais vous êtes complètement ouétabli!“ sagt er. Er mußte staunen. Ich zeig' mit dem Finger auf Amélie und Harry und hab' die Augen voll Tränen. „Die Begleitung der Selbstsucht ist zu Ihrem Glück ausgeschlagen“, sagt Dr. Storey. „Sie hat Ihre Malaria mit erledigt. Sie werden keinen Anfall mehr haben“.

27. Februar.

Wie der Abklang des Aufenthalts im Kreis der englischen Freunde von einer stillenden Milde ist! Ich habe mit so gewalttätigem Willen mich und meine Sier zu reisen, zu sehn und zu erleben gegen die Fieber durchsetzen wollen, gegen den Erdteil, der einem Rechte fortnimmt, die man in seiner Persönlichkeit wie in Erz gegossen glaubt. Und wie hat sich an der Menschlichkeit dieses nach Afrika verpflanzten Hauses alles sanft gewandelt! Zu welcher sachten neu befruchtenden Bescheidung.

Harry hat mir die Fruchtbarkeit des Mazonetals gezeigt, in dem unter der Bewässerung durch einen ungeheueren Stausee Apfelsinenwälder, Sonnenblumenäcker und Länder von Mais gedeihn. Ich habe alte Kolonisten besucht mit ihm, die Rhodesien noch als Idylle erleben, ein altes Farmerhaus scheint aus einer Indianererzählung unserer Kinderzeit herzustammen. Wir haben auf den weiten nassen Wiesen im Südwesten der Stadt den Störchen adieu gesagt, die sich dort zu ihrer Europareise sammelten. Ich wurde zu einem verlassenen Goldfeld auf dem Kopje geführt und habe dort Rhodesien von der Rehrseite erlebt. Wo von allem Gold nichts wie Sand und Steinhäufen, die zerbrochenen Zementlager der Stampfen, die Ruinen der Lehmhütten, überwachsendes Gras und in dem Auswaschbecken ein goldgrüner Frosch übriggeblieben waren, der vielleicht eine verzauberte Prinzessin sein mochte, wie Nicoll meinte.

Und ich dachte an die Schaufenster der Minenagentur in Salisbury und an den Eindruck, den mir vor einem Monat das Goldberz machte, das wie ein Zauber mitten drin lag und die Phantasie von tausend Tagedieben und ordentlichen Männern, Weißen und Farbigen, die es sich täglich anschauten, mit den Märchen von Reichtum mästete.

Die Claimtafel ist stehengeblieben. Auf ihr liest man, daß die Stelle „goldener Steinbruch“ heißt. Rhodesien ist verwühlt von solchen Steinbrüchen und überjät mit Claimtafeln, wie mit Kreuzen auf den Gräbern toter Hoffnungen.

Abschied . . . Abreise.

1. März.

Erst wie ich Harry adieu gesagt habe und mich Amélie zuwandte, denke ich, es ist nicht möglich, daß ich die Fassung bewahren kann. In den Kampf um meine Nerven tritt auf einmal eine Vorstellung, die den ganzen Aufruhr mit einem Schlag besänftigt: Ich hab vergessen, mich in Amélie zu verlieben! Darüber mußte ich lächeln und mit diesem Lächeln beug' ich mich über ihre Hand. Als ich mich nach einer Weile aufrichtete, weinte sie. Ach, ich weiß, weshalb sie weinte. Sie dachte an das kleine Land, das ihre und meine Heimat war, dessen Nähe ich nun wieder zureiste, das ihr aber versperret blieb.

2. März.

Der Zug, in dem ich bis Windhuk vier Tage und fünf Nächte zu reisen habe, hält am Vormittag an einem Bahnhof. Ich hatte grade eine der Zeitungen zu lesen begonnen, die ich von Salisbury mitgenommen hatte, schaue auf und sehe über der Uhr am Bahnhofgebäude den Namen: Swelo und auf dem Zifferblatt, daß es elf Uhr ist. Das letztemal, da ich in diesem Bahnhof mich befand, war dieses Swelo eine Hölle für mich, und einmal bedeutete die Stunde, die diese Uhr jetzt anzeigte, Drohung, Schrecken und Alarm . . . Das ist alles abgefallen von mir. Ich wurde errettet von dem Ort und der Zeit.

Lächelnd und mit dem Bewußtsein, welches Glück in der neu erworbenen Gesundheit tätig war, wandte ich mich von den auf Elf stehenden Zeigern wieder der Zeitung zu, und in den ersten Blick, den ich hineintue, gerät das Wort: Tanganjika. Unter ihm stößt, wie in einer Windhose, die Begegnung mit der düstern, schönen Frau durch mein Gemüt. Eine halbe Minute darauf lese ich, daß sie bei Arusha auf einer Jagd erschossen wurde.

Unter dem Stoß mußte ich die Augen schließen, um mich sammeln und fassen zu können. So hatte ich in einer Stunde, deren zwei gleiche Ziffern einst das Signal zu bösen und gefährlichen Dingen gegeben, in einer Zeitungsnotiz Abschied von dieser Episode meiner Reise zu nehmen. Die furchtbare Nachricht stand gleichmütig zwischen anderen. Vor ihr wurde mitgeteilt, daß der Gouverneur im Savoy-Hotel ein Bankett für vierhundertfünfzig Gäste gegeben und ihr folgte ein Bericht über ein Tennisturnier im Gymkhana in Daressalam. Mir zitterte das Herz über den drei Zeilen, in die das Ende der Frau zusammengefaßt war, und ich beugte mich über sie nieder wie über eine Sehnsucht, die sich im Geheimnis des Erdteils nicht erfüllen konnte und drum erhalten bleibt.

Einer der sieben Menschen, die in Deutschland Gedichte nicht nur schreiben, sondern auch beurteilen können, sagt in seinem Weihnachtsbriefe:

„Nun zu etwas Anderem, Schönerem, nämlich zu Moritz Jahns ungeheuerem Büchelchen, das du gewiß auch erhalten hast. Reverendissime, was hast du für ein Glück, nachdem du vor Jahrzehnten Agnes Miegel die Wege geebnet hast, nun auch diesen zweiten ganz Großen in die deutsche Öffentlichkeit einführen dürfen ... Wer ist denn eigentlich eigenwüchsig genug für die Akademie, wenn nicht dieser Mann! Und wer münzt heute in Deutschland noch so lauterer Dukatengold, außer etwa Kolbenheyer, Carossa und Ina Seidel! Der wundervolle Bau der Ballade vom Seewief wird dich ebenso entzückt haben wie der des vielleicht noch großartigeren Wäärgaa (Wiedergänger). Überhaupt diese nordischen Frauengestalten bei Jahn, Tetta Roffhusena, Tetta Onnen und die köstliche kleine Janna Sedina! Diese konzentriertesten Kapitel der Kreuzfahrer- und Wiedertäuferzeit, die je geschrieben wurden! Diese zutiefst humor- und rätselvolle Vertrautheit mit dem Tode! Es ist das drittemal in meinem Leben, daß ich für einige Wochen Tag und Nacht mit einem Gedichtbände so verwachsen konnte: Das erstemal war's ... das zweitemal zehn Jahre später mit Agnes Miegels zweitem Balladenband. — Übrigens weist du vielleicht selbst nicht mehr, daß du nicht nur den hochdeutschen Moritz Jahn in der Frangula (Reclam, Leipzig), sondern auch den plattdeutschen der Leserschaft schon einmal vorgestellt hast, und zwar in unserem lieben alten Göttinger Musenalmanach auf 1923, der die erste kleine Sammlung seiner Gedichte brachte. Ich nahm ihn heute Vormittag wieder einmal zur Hand und als ich nach Jahns Lebensdaten sah, stellte ich fest, daß er am 27. März 1884 geboren ist, daß er also genau eine Woche nach deinem sechzigsten seinen fünfzigsten Geburtstag feiern kann. Ich denke mir, daß es für den jubelierenden Senator der Akademie nichts Schöneres geben wird als Deutschland auch auf diesen Tag hinzuweisen.“

Mein Freund soll nicht umsonst gemahnt haben, auch ohne seinen lieben Anstoß hätte ich gewiß nicht die köstliche seltene Gelegenheit vorübergehen lassen, auf einen neuen Dichter in stolzer Entdeckerfreude zu zeigen. Und da ich einmal im Anführen bin, will ich auch die Worte hier hersehen, mit denen ich im Nachwort zu Moritz Jahns Frangula von diesen Gedichten sprach:

„Wie war ich glücklich, in dem Wust von Dilettanterei, der die Heimatzeitschriften Norddeutschlands ebenso füllt, wie die aller anderen deutschen Landschaften, diesen echten großen Dichter gefunden zu haben! Es gehört zu meinen wenigen bisher unerfüllten Wünschen, das dichterische Werk dieses zweiten Klaus Groth unseres Volkes einmal gesammelt und gedruckt vor mir zu sehen. Das Gedichtbuch Moritz Jahns Mienpiegel im Jan Dood (Lübeck, Franz Westphal) würde zu den Kostbarkeiten nicht nur des plattdeutschen, sondern des gesamtdeutschen Schrifttums gehören.“

✱

Im hundertfünfzigsten Jahre nach der Stiftung des Göttinger Hainbundes, 1922, gab ich den letzten meiner Göttinger Musenalmanache heraus, in dem neben dem helbischen Bogislaw v. Selchow, dem unendlich feinen Alfred Runze, dem ritterlichen Martin von Katte, dem damals noch ganz unberühmten Hanns Johst — dieser Moritz Jahn die Hauptgestalt war. Über dreißig Seiten bekam er eingeräumt

und außer den acht Gedichten in seiner ostfriesischen Mundart standen auch achtzehn hochdeutsche Lieder dort zuerst gedruckt.

Der Almanach ging in die Welt, wurde besprochen, wurde gekauft . . . ja! Seine hohen Werte hat damals ebenso wenig jemand wirklich erkannt wie die Werte seiner Vorgänger, vor allem die des wundervollen Göttinger Almanaches auf 1901, in dem Agnes Miegel, Lulu v. Strauß und Törney, Carl Bulcke und Levin Ludwig Schücking mit ihren stärksten Arbeiten das Herz der Kenner entzückten. Es ist bei uns alljährlich ein so korybantisches Gelärm um jedes aufflackernde lyrische Dreierlicht, daß die großen Leuchten der Dichtung abseits stehen müssen. Erst nach etwa zehn Jahren blättert sachte das unechte Gold von den Papierkronen der Narrenkönige — (ihre Herolde haben inzwischen ein Duzend weitere ebenso unrechtmäßige Könige ausgebrüllt!) — und treten die echten Könige leise und groß in den Vordergrund. In diesen zehn Jahren aber müssen die wenigen, die um das echte Königtum wissen, immer und immer wieder seine Legitimität behaupten, beweisen, ausrufen.

Und müssen sich immer wieder Irrtum vorwerfen lassen hier, und Reid vorwerfen lassen dort, wo sie die Faschingsprinzen unecht, die Dilettanten Nichtskönner, die Halbseidenen wertlos nennen. Aber das muß auch so sein, denn die Gnade des Findens eines echten Königs soll bezahlt werden wie alles Röstliche auf dieser Welt, bezahlt mit dem Verachtungslächeln des Irrtums, mit dem Spott der Scheinüberlegenheit. Und bezahlt mit dem furchtbaren Schandmal des Reid-Vorwurfes.

*

Die Hauptschwierigkeit bei der Einführung Moritz Jahns in den gesamtdeutschen Leserkreis liegt in seinem Platt, — obgleich schließlich doch auch Frik Reuters und Klaus Groths Platt über die Grenzen der Heimat gegangen sind so gut wie das Altmannisch Hebels und das Bayrisch Ludwig Thomas. Freilich ist das Platt Moritz Jahns das urigste, altertümlichste Platt, nämlich das Ostfriesische Platt des Brootmer- und Harlingerlandes, getönt durch leisen Einfluß des unterelbischen Platt der Mutter, in dem die Präteritalendungen schon stärker fortgefallen sind. Klaus Groth versuchte eine plattdeutsche Edelsprache zu formen durch Wiederaufnahme schon verlorener Flexionsbestandteile, Reuters Platt ist in syntaktischer Beziehung fast rein hochdeutsch. Neben ihnen steht also Jahn als der sprachlich unvergleichlich echttere, — und eben dadurch schwierigere. Aber eine Zeitschrift, die geistig ihren Lesern soviel zumuten darf, wie die „Deutsche Rundschau“, muß auch einmal für die Sprache eines deutschen (wertvollsten!) Volksstammes einige Zeilen verwenden, und so drucke ich hier den Beginn der Arkadischen Landschaft ab und bitte den Leser laut zu lesen die Verse:

Ik weet: Jo weist to gruw de Noorderwind,
De kolt un kolt un swaar van Dörjahrskracht
Hoog ower de Dieken suust. Min freeste Taal,
Old as de Vulgen
Un frömd, lödd in jo Ohr gien goden Lud.

Hochdeutsch: Ich weiß, euch weht zu grob der Nordwind, der kalt und salzen und schwer von Frühlingskraft hoch über die Deiche saust. Meine friesische Sprache, alt wie die Wogen und fremd, läutet in euere Ohren keinen guten Laut.

Un trillend sitt ji do bi't utbrannt Föür
Un nikkopt klook: „Woll klung vör Tieden oot
Un sööt een wildblömd Leed in doriste Tung, —
Frisia non cantat,
De groten singenden Götter kaamt dar nich!“

Hochdeutsch: Und zitternd sitzt ihr da am ausgebrannten Feuer und nicht klug: „Wohl klang vor Zeiten auch ein süßes und wildblumiges Lied in Homers dorischer Zunge, — Aber Friesland singt nicht, die großen singenden Götter sind da nicht hingekommen.“

Wie man hört, eine herrliche Sprache, eine Sprache wie ein bronzenes Schwert aus dem Hünengrab, eine Sprache wie Wogendonnern draußen vorm nordischen Holzpalaſt an der Meeresbucht! Oder ohne Bild: Eine Sprache, die nicht nur wie die anderen Platt neben dem Mittelhochdeutschen ſtehengeblieben iſt, ſondern die unmittelbar an das Althochdeuſche gemahnt und mit den Händen rechts und links an die älteſten Sprachſtufen des Engliſchen und Holländiſchen, des Frieſiſchen und Däniſchen rührt. — Das Weſen dieſer Sprache liegt unter anderem in ihrer Einſilbigkeit. Jahn ſteigert dieſes Eigentümliche bis zum Gipfel, ſo daß etwa das unbefchreiblich großartige Lied des Mönches bei hundertfünfzehn Wörtern achtundneunzig Einſilber zeigt, ein ganz fabelhaftes Verhältniß, bei dem freilich Goethes Forderung, keine Verſe aus Einſilbern zu bilden, unmöglich wird. Ich zähle unter vierundzwanzig Verſeilen nicht weniger als zwölf, die bloß aus einſilbigen Worten beſtehen! — Und das entzückende Schomlecht (Dämmerung) beſteht überhaupt nur aus Einſilbern, das ganze fünf Strophen lange Gedicht! Und alle zehn Reimpaare ſind männliche I-Reime, — das ſoll dieſem Sprachkünſtler einmal jemand nachmachen! Dabei iſt das Lied von einer ſolchen ſchwermütigen Innigkeit, ſo ganz Seele, ſo ganz Weichheit, daß man dieſe fabelhafte Technik zunächſt gar nicht merkt.

Eine weitere Beſonderheit des frieſiſchen Platt iſt ſein Reichthum an dunklen Selbſt-lauten. Die erſte der angeführten Strophen zeigt das gut genug, wenn ich auch nur mit Bedauern auf die Anführung der Sturmſtrophen aus dem Wiedergänger als Beiſpiel verzichte. Und das Werkzeug dieſer Sprache, das ſo dumpf und dröhnend und ſpondeiſch das Wogenrauſchen ſalztalter Winternacht in Holz ſchneit — in den Händen dieſes Meiſters ſtrichelt es eben ſo luſtig daktyliſch den Bericht eines ſechzehn-jährigen Mädels, das in Sekunda ſitzen blieb.

„Mit d' Mannlü gung 't noch — bloot Latienſt —
An Räten, lacht di dood!
Man de Fröllu, Minſt, de Fröllu —
Du, dat's di 'n niedrig Good!

Kunn ik der wat för, dat ik ſetteihn ſün,
An ſe all ut d' oll Laa?!
Ik ſall mi wahren un lähren,
Dat't ok as ſon Rattuhl ſtah!“

Hochdeuſch: Mit den Mannſleuten (das heiſt den Herren Lehrern) ging's noch, — bloß Latein . . . Und Rechnen, — da lacht du dich tot! Aber die Fraunſleute, Menſch (das heiſt der angeredete Vater!) die Frauensleute, — du, das iſt ein neidiſches Zeug! Kann ich da was dafür, daß ich ſechzehn bin und ſie alle aus der alten Kleiderlade, ich werd' mich hüten und lernen, daß ich auch ſo wie eine Nahteule da ſteh!

Die Beiſpiele mögen genügen. Sie zeigen, daß Moriz Jahn der erſte Dichter des frieſiſchen Platt iſt, daß er dieſer Sprache (Platt iſt keine Mundart!) die äußerſten Wirkungen zwiſchen tieſter balladiſcher Tragik und allerſideliſter Heutigkeit abzugewingen weiß.

*

Das würde wohl zeigen, daß er ein Sprachmeiſter, aber noch nicht bedeuten, daß er ein Dichter iſt.

Wie allen nordiſchen Begabungen liegt auch ihm das Balladiſche näher als das Tanzende, Singende des Liedes. Freilich, er ſelber ſchild das lateiniſche Zitat in ſeinen obigen Verſen „Wanſchapen Woord“, törichtes Wort. Aber wenn er dann zum Beweiſe, daß auch Friſia cantat, fortfährt:

An günt de Diet, up hundert Platen, — wied
An ſied int Grau verſpreid — üm Sand un Schill
Wöhlb glubbernde See — blaast nich ſwaartonig door
Up grootbuukd Muſkels
Oll Poſeidoon ſin moſſnalkd Tritonſvolt
Grootoogd un fraam de Deepd hör woordloſ Leed?

ſo beweist er eben mit dieſen Verſen ſeine balladiſche Note.

Hochdeutsch heißen sie: Und jenseits des Deiches, auf hundert Sandbänken weit und breit ins Grau verstreut (um Sand und Muschelgeröll wühlt blubbernde See), bläst nicht schwertonig dort auf weitbauchigen Muscheln des alten Poseidon Eritonenvolk, dem Moos auf dem Nacken wächst, großäugig und fromm das wortlose Lied der Tiefe?

Jahns Balladen sind anders als alle bisherigen, und ich wundere mich, wie die Königliche Dichtung, uralt heraufwachsend aus der Wurzel der Sagas und des Hildebrandsliedes, bis in die Äste Bürgers, in die Zweige Fontanes und die Blüten der Agnes Miegel – immer noch neue völlig andersartige Triebe treiben kann. Jahn ist sagenfüchtig wie wir alle, aber er sieht das Vergangene oft barock oder gar klassisch gefärbt, bald wie in dem Likedealers sprengt die Ballade fast die dünne Wand zum Drama hinüber, so daß der Dichter an den Rand Bemerkungen zur Regie schreiben muß („Hei sitzt mit Baute Söötsleest to Maienhav in ‚Holten Skellfist‘ – er sitzt mit Jungfer B. Süßfleisch im ‚Hölzernen Schellfisch‘“). Dann wieder scheint ein ganzes Zeitalter in wirren Stimmen durcheinanderzurufen, so daß man zunächst gar keinen Plan erkennen kann, bis auf einmal das Ohr des Verständnisses aufplakt und ein tiefer Akkord alle Stimmen harmonisch vereint. Großartig sind balladische Spannungen, die ohne Bewegung sind, sozusagen erstarrte Balladen, wie die Tetta Onnen: Dorfkirche, der Pastor („Doomnee“) bittet für die Soldaten im Krieg, drüben sitzt eine Mutter, die nicht aufzusehen wagt, denn hüben sitzt ein junges Ding, die von ihrem Sohn ein Kind hat, aber von ihr als unebenbürtig vom Hofe gejagt wurde. Darüber ist die Mutter der verstoßenen Braut elend zugrunde gegangen. Die Ballade erzählt alles mit den Worten der jungen unehelichen Mutter und schließt mit den Worten „Meine Mutter liegt im Sarge mit gefalteten Händen und ich bete auch!“ – Eine finstere Gewitterwolke liegt über der Ballade, schwefelfarbene Rache loht am Himmelstrand, es ist die Stunde vor dem Blick, – und es ist das furchtbare, daß dieser Blick herabgebetet wird von einer jungen Frau auf den Vater ihres Kindes, den einzig geliebten Mann, während drüben zerquält von Gewissensbissen das Gebet der Mutter die Rache Gottes in den Wolken zurückhalten möchte. Der sogenannte Obere Vorgang liegt hier ganz in der Seele der finsternen Sprecherin, der Untere ist bewegungslos zur Situation erstarrt. –

Sehr eigentümlich ist das Rembrandtische Hellsdunkel vieler Balladen und selbst Lieder. Wäre Jahn nicht der große Dichter, so könnte man glauben, diese Arbeiten wären, wie man sagt: nicht recht herausgekommen. Aber das ist es nicht. Es liegt ein besonderer Reiz zum Beispiel der eben besprochenen Ballade darin, daß man fast ebenso gut denken könnte, die Frau betete für den fernen Ungetreuen.

Ähnlich sind Gedichte wie der Spiegel und die Schomlecht so zwielichtig – wie eben Spiegelbild und Dämmerung sein dürfen. Wollte der Freund den Freund verlieren, möchte er der Spiegel sein, um des Scheidenden letzten Blick, der doch Versöhnung sprach, gesehen zu haben oder beneidet er ihn bloß um seine schnelle Vergesslichkeit des Eindrucks? Spricht in der Dämmerung ein Mann oder eine Frau, weshalb hatte sie keine Zeit für ihn, weshalb möchte niemand ihr Lied? – Ähnlich angedeutet und fast nur bei wiederholtem Lesen völlig zu verstehen sind mehrere der Gedichte. –

Eine unendliche Schwermut scheint zunächst der Hauptton Jahns, eine Schwermut, wie sie über der nebligen friesischen Ebene zu liegen scheint.

Aber neben der Orgel der Tragik quietscht doch die Klarinette der „Dörpkeit“, brummelt die Maultrommel niederdeutscher Schalkerei. Denn das ist wesentlich an Jahn, daß er sehr weit klastert in seinen Stimmungen. Alenspiegel und der Tod schlagen sich miteinander herum recht wie auf dem Rasperle-Theater, und auch die im einzelnen großartige Totentanzballade endet mit dem uralten Jahrmarktscherz des Bösen Weibes. Der Schinken von Edensen ist ein holländisches Soldaten-,

Bauern- und Dirnenbild aus dem siebzehnten Jahrhundert und die Anbetung des Schnitzers Johann ein breites Gemälde niederdeutschen Lebens, an dem der eigentliche Witz am Ende wie oft bei Jahn, fast dürftig wirkt gegenüber der liebevollen Vorschilderung. Dies alles ist nicht nur Platt in der Sprache, sondern auch „platt“ in Witz und Darstellung und das heißt hier: unpathetisch, unsentimental, unheldisch, das heißt niederdeutsch im Sinne von Adriaen Brouwer.

Ich fand dies als ein beinahe nie fehlendes Kennzeichen niederdeutscher Menschen und niederdeutscher Kunst: In gleicher Seele das aufgetürmte Pathos gewaltigen Schicksals und die Freude am platten Kasperlespaß des Wochenmarktes. Raum ein Oberdeutscher kann das auch nur völlig nachfühlen. — Das Hochgefühl, die Seelensteigerung („Pathos“) scheinen ihm leicht theatralisch, unsere Humore allzu läppisch. Er hat einen gleichmäßigeren Pegelstand des Geschmacks.

Endlich noch ein Wort über Jahns Lyrik. Diese ist unendlich einfach: Ein verkrüppelter Baum, der nach dem aufrüttelnden Sturme ruft, ein Sonett, das kaum etwas anderes ist als eine kleine Männerneckeri um eine nette Witwe, ein winziger Vorgang neben der Wiege der Nachbarin, an der eine junge Frau errötet, zwei Liebende im Kiebitzrufen der Heide — alles ganz echt Vorgänge, nie das von Wien bis Berlin so oft beliebte Bedichten von Bildern und Zuständen. Solche Liedkunst braucht zum Verständnis eine reifgewordene Seele — dem Unfertigen scheint sie gar zu still. Sie hat die Simplität Mörikes, mit dem Moritz Jahn auch sonst Ähnlichkeiten zeigt.

*

Moritz Jahn ist am 27. März 1884 in Lilienthal bei Bremen geboren, wo sein Vater, ein Zollbeamter, damals lebte. Dessen Vater war Totengräber und Glockenläuter in Stralsund, und mit einer geborenen Bahrs verheiratet. Jahns Vater heiratete 1876 in Dikum, Ostfriesland, eine geborene Granz, die von beiden Seiten friesisches Bauern- und Schifferblut hatte, wenn auch beide Eltern zunächst aus dem Rehdingenschen Dorfe Krautsand an der Elbe kamen. Verheiratet ist der Dichter mit einer ostfriesischen Bauertochter Gesa Oldewurtel, ein Bruder von ihm ist Eichamtmann in Eisenach, einer Zeichenlehrer am Gymnasium in Lingen. Seine Kinder: Ein Referendar und eine technische Assistentin.

Moritz Jahn wurde zusammen mit drei Geschwistern von der früh verwitweten Mutter in Linden vor Hannover aufgezogen, wo er die Mittelschule besuchte. Weiter ging es über hannoversche Lehrerbildungsanstalten zur beruflichen Anstellung in Langenhagen (1904). Mit zweiundzwanzig Jahren war er Präparandenlehrer in Aurich, Ostfriesland, später in gleicher Stellung in Melle bei Osnabrück und am Seminar in Aurich. Endlich ließ er sich als Rektor an die Volksschule in Geismar versetzen, um der Universität Göttingen nahe zu sein. Er hat dann hier 1921–1925 als vollmatrikulierter Student Germanistik und Kunstgeschichte studiert. — Überraschend ist des Dichters Kenntnis fremder Sprachen.

Seinen Bildungsgang beeinflussten Goethe, Kleist, Hebbel, Raabe, Shakespeare, von den Lebenden der plattdeutschen Dichter Fehrs und der Kreis des Göttinger Almannachs. Besonders wichtig für ihn ward Herder.

So zeigt das knappe Lebensbild außen und innen das Beste, was wir in unserem Volke finden: Keine nordische Rasse, engste Verbundenheit mit Heimat und Volkstum und einen durch keine Mühsal zu hemmenden Bildungsdrang.

Freilich, das alles teilt Moritz Jahn mit tausenden. Als ostfriesischer, als plattdeutscher Dichter ist er einzig!

Literarische Rundschau

Hermann Stehrs „Nachkommen“

Hermann Stehr, der Dichter des „Heiligenhofs“ und des „begrabenen Gottes“, ist in diesen Tagen in die Reihe der Siebzugjährigen getreten. Eine Fülle von Ehrungen ist auf sein weißes Haupt niedergegangen: man hat ihm den Adlerschild des Reiches überreicht, Hindenburg hat ihm einen langen Brief geschrieben, das Staatstheater, die Akademie veranstalteten Feiern; bei der einen mußte der Jubilar sogar selber sprechen. Da er aber ein Dichter ist, ließ er es sich nicht nehmen, zu diesem Geburtstag auch seinerseits ein Geschenk zu bringen — einen neuen Roman „Die Nachkommen“, der nicht lange vor dem Jubiläum bei Paul List in Leipzig erschien.

Das Buch bringt auf gute Art die Besonderheit Stehrs und zugleich seinen Weg wieder einmal ins Bewußtsein. Es ist eine Fortsetzung des „Nathanael Mächler“, die Geschichte seines Sohnes Jochen Mächler, der, Serber wie der Vater, wenn auch von sehr anderer Art als der, doch sein Leben fortsetzt, seine Kämpfe austrägt — so sehr, daß er den alten Streit mit dem Schlosser Neesse, der das Leben des Vaters erfüllte, auch seinerseits mit dem Sohn des alten Feindes durchsetzen muß. Dieser Kampf ist das Thema des Romans: das Ringen der Seelen, die erst in den Menschen selber, dann in ihren Nachkommen, in ihren Enkeln ihre schicksalsmäßige Gegenfährlichkeit auswirken müssen — für die die Individuen nur Mittel sind, um ihre rational nicht faßbaren geheimnisvollen Lose zu verwirklichen, für die das bürgerliche, das kleinbürgerliche Leben nur ein seltsamer, grotesker Spiegel ist. Der einstige Psychologe und Analytiker Stehr ist zum Ränder der Mächte geworden: der Siebzugjährige sitzt am Strom des Daseins und berichtet von den Rätselfeln der Welt, aber er glaubt nicht mehr, sie fassen und lösen zu können. Er hat den Kampf mit dem Geheimnis und damit auch den Kampf um Gott aufgegeben und begnügt sich damit, das Dunkel zu zeigen: mit der merkwürdigen Intensität im Ergreifen des eigentlich schon Unergreifbaren stellt er die nebulöse Welt hin, in der das Schattenspiel der Seelen abrollt. Er bleibt ein Schlesier: die kleine Stadt mit der Enge ihres Lebens, mit dem feinen, alten geistlichen Herrn und dem Klatsch und Tratsch der kleinen Leute und mit der feierlichen Größe des

Gebirges ist in dem Buch; man sieht, wie dieser Mensch des Ostens zu seiner Welt nur kommen kann, wenn er daheimbleibt. Aber durch diese Welt der östlichen Landschaft, vor deren Bildkraft man versteht, daß Stehr niemals eine westliche, womöglich eine westfälische Landschaft fassen konnte, durch dieses Vorland des Riesengebirgs geistern wie dunkle Nebel die unteren Mächte, die unser aller Dasein schwankend und schwebend und ungewiß machen. Wenn Stehr im Realen der Weiblichkeit verbleibt — seine Frauen sind mit wenigen Ausnahmen viel irdischer als seine Männer — wird er schlesiſch betulich: die rundliche Serbersfrau kommt selten ohne das Beiwort lieb von dannen. Wenn er sich aber absinken läßt in die Welt jenseits des Biologischen, möchte man sprechen — dann sieht er die Gestalten, die Platons Höhlenschattenspiel über das Feuer an die dämmernde Wand werfen, in ihrer Angreifbarkeit greifbar vor sich; das Reich der Mütter tut sich auf — in dem auch das Böse an sich daheim ist, und ein fahles Licht strahlt auf die Welt der Einkäufe und Besuche, des Handwerks und der Kneipen, daß deren irdische Konsistenz dünn und selber nebelhaft wird und in ein kleinbürgerlich dämonisches Schwanken gerät.

Ein Siebzugjähriger schrieb dieses Buch von der schicksalhaften Bosheit des menschlichen Daseins — aus der er sich schließlich in das Reich der Kinder flüchtet. Am Ende läßt Stehr die Erwachsenen ihre kümmerlichen Kämpfe allein ausfechten und geht zu den Kindern, in denen noch die Liebe ohne Schicksal ist. Wie Jochen Mächlers schwächlicher Sohn Damian das kleine, zarte Grafenkind liebt und an dieser Liebe ebenso fast stirbt wie die Großen an ihrem Haß, das ist das Schönste des Buches und zeigt, wo Stehrs eigentliche Heimat ist. Er ringt mit dem Dunkel, er kämpft in seinen Gestalten mit dem Bösen: sein bestes Leben ist bei den Kindern, zu denen das Ja sich geflüchtet hat. Da strahlt sein eigener schönster Besitz auf — seine Seele wird ruhig, vergißt die Erfahrungen von siebzig Jahren und läßt sich gläubig in die Erinnerung an die eigene Jugendwelt versinken, die immer noch seine Heimat ist. D. R.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg

Unter diesem Titel hat das österreichische Bundesministerium für Heereswesen und das

Kriegsarchiv bisher 4 Bände erscheinen lassen (Wien, Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen). Der erste Band umfaßt das Kriegsjahr 1914, der zweite Band das Kriegsjahr 1915. Zu beiden Bänden ist ein Ergänzungsband in Raffettenform mit ausgezeichnetem Kartenmaterial erschienen. Der erste Band behandelt unter Berücksichtigung der Mobilmachungspläne die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Ende der Schlacht von Limanowa und Lapanów, der zweite die Kriegseignisse vom Ausgang dieser Schlacht bis zur Einnahme von Brest-Litowsk. Die Leitung des Gesamtwerkes hat Edmund Glaise-Horsienau, die Mitarbeiter sind hervorragende Militärs und Wissenschaftler. Das Gesamtwerk ist eingeführt von dem früheren Bundesminister für Heereswesen, Carl Vaugoin.

Über diesem Werke liegt Tragik wie über dem Schicksal des gesamten Habsburger Reiches. Von dieser Tragik besonders hart und schwer getroffen sind die deutschen Teile der ehemaligen Doppelmonarchie. Gerade in unseren Tagen, wo der Zwist zwischen den beiden Staaten nicht zu Ende kommen will, sollte dieses Werk im Reiche besondere Beachtung finden. Es verdient sie in jeder Hinsicht. Dieses Werk kann in besonderem Maße dazu beitragen, unheilvolle volksdeutsche Taktfehler zu berichtigen. Wir kennen die leichtfertige Aburteilung österreichisch-ungarischer militärischer Leistungen durch reichsdeutsche Militärs und noch unberufenere Reichsdeutsche in vergangenen Jahren. Die militärische Leistung der deutsch-österreichischen Regimenter stand hinter der der besten Truppen des Reiches nicht zurück. Ihre Blutopfer, da wirklich die deutschen Landschaften bis auf den letzten wehrfähigen Mann ausgepumpt wurden, sind ungeheuerlich. Sie dürfen mit Stolz auf ihre Leistungen im Kriege zurückblicken. Wenn ihnen auch der End-erfolg aus vielerlei und nur zu bekannten Gründen verfaßt blieb. Dieses Werk gehört ebenso in eine gesamtdeutsche Bibliothek wie das große Werk „Der Weltkrieg 1914–1918“, das bekanntlich im Reichsarchiv bearbeitet wird.

Dürfen wir der militärischen Leistung unserer deutsch-österreichischen Freunde jede Achtung zollen, so dürfen wir es auch der menschlichen Haltung der Bearbeiter dieses großen Werkes. Wenn gerade die Deutsch-Österreicher im Kriege und durch seine Folgen besonders gelitten haben, so bemüht sich dieses Werk mit Erfolg in einer vorbildlichen Haltung, ohne jede Überschwenglichkeit oder Vertuschungen schwerer Fehler des Gesamtheeres und bösen, durch feindliche Propaganda und eignen Verrat nichtdeutscher

Völkerschaften bedingten Versagern, dem wahren Geschehen gerecht zu werden. Das Buch kann einmal in fernen Jahrhunderten, wie das reichsdeutsche Werk über den Weltkrieg, zu einem Heldenlied werden, in dem ein tapferes Volk trotz vollen Einfalles ein unverdientes Schicksal traf. Das Werk ist aber zu gleicher Zeit ein Zeichen, daß der Geist im österreichischen Bundesheere die wertvolle und große Tradition des alten österreichisch-ungarischen Heeres mit Verständnis aufnahm und seinen besonderen neuen Aufgaben anzupassen wußte. R. P.

Das Reich unter den Großmächten

Als Leopold Ranke vor fast hundert Jahren in seiner historisch-politischen Zeitschrift seine klassische Abhandlung „Die großen Mächte“ schrieb, war das deutsche Problem: das Reich unter den Großmächten genau so wenig einer Lösung nahe, wie das heute der Fall ist. Nur das eine war damals ganz klar und für jedermann offenbar, daß die beiden Hauptmächte innerhalb Deutschlands wirklich als Großmächte in der Welt angesehen und geachtet waren: Preußen und Österreich. Heute dagegen ist zwar dem Namen nach Deutschland als eine Art „Großmacht“ gewiß wieder „anerkannt“, in Wirklichkeit aber führt es eine Art Scheinbasein als politische Macht zweiten oder dritten Grades; nicht einmal die ihm gemäße und ihm richtig erscheinende Art seines inneren Ausbaues und Staatsaufbaues kann es ohne Störung und Schmähung von außen vollziehen!

Und außenpolitisch ist das Reich weder in der Zeit vor, noch in irgendeiner Zeit nach dem Kriege so isoliert gewesen, wie das heute der Fall ist. Nicht als ob Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund diese Isolierung herbeigeführt hätte. Die gesamte europäische Politik der letzten Jahre hat es in fruchtbarer Konsequenz dazu kommen lassen, daß die völlige Isolierung des Reiches eine naturnotwendige Folge des Versailler Diktats, eintreten mußte, gleichgültig, ob sie von den anderen gewollt oder von uns verschuldet war. Man hat nun in der neueren deutschen außenpolitischen Literatur allerhand strukturelle Veränderungen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft feststellen zu sollen geglaubt. Gewiß sind zu jeder Zeit die weltpolitischen Umstände anders und erfordern eine ihnen gemäße Stellungnahme. Man kann natürlich, wie das G. Wirsing in seinem soeben erschienenen Buch „Deutschland in der Weltpolitik“ (Jena 1933, E. Nöcker) tut, davon reden, daß die Welt mit den Friedensschlüssen von 1919 das Prinzip der

festen Trennung von Krieg und Frieden verlassen habe. Auf diesem Grundprinzip habe sich überhaupt erst der weltüberspannende Hochkapitalismus der Hauptmächte der weißen Rasse entwickelt. Auch das Prinzip des Gleichgewichtes der Mächte sei verloren gegangen. Man müsse jetzt mit einer Blockbildung in der Weltpolitik rechnen, die Welt sei „endlich“ geworden und damit sei auch erwiesen, daß die Epoche der Weltwirtschaft endgültig vorüber und vorbei sei. Die Ursachen der Weltkrise seien nicht etwa Organisationsfehler, die durch Beschluß von Regierungen auf Konferenzen behoben werden könnten, sondern der vollkommene Wandel aller Grundvoraussetzungen der bisherigen Epoche habe mit dem Beginn der „Endlichkeit der Welt“ neue Elemente mit Macht in den Vordergrund gerückt, nämlich die Elemente der Nation, des Bodens und der blutmäßigen Bindung. Man könnte noch mehr aus diesem interessanten Buche zitieren. Es mag aber hier genügen, daran zu erinnern, daß solche Erkenntnisse einmal nicht neu, weiter aber doch höchstens ihren Wert als heuristische Prinzipien haben, ihn aber nicht in sich selber tragen.

Wenn demgegenüber nun als neues Weltprinzip die Trennung von Nationalismus und Imperialismus, die auch im Faschismus noch nicht vollzogen sei, festgestellt und als der wichtigste Beitrag des neuen Deutschland zur weltpolitischen Ideenentwicklung bezeichnet wird, so kann man dazu nur sagen, daß mit einer solchen Behauptung eine politische Resignation Hand in Hand gehen muß, die Deutschlands politisches Schicksal schlechthin besiegeln muß und die „Verschweigerung“ als solche zum politischen Ideal zu machen droht. Wir wollen ganz offen bekennen, daß wir uns für eine solche politische Zukunftsaussicht bestens bedanken, auch wenn das Prinzip der Föderation der Nationalismen als einziges außenpolitisches Auswirkungsprinzip noch als zulässig betrachtet wird. So literarisch reizvoll die Ausführungen Wirsings sein mögen, so verkennen sie doch völlig den ganz unabhängig von jeder Augenblickslage bei jedem jungen und gesunden Volke vorhandenen Lebenstrieb, der danach drängt, in der Welt, das heißt außenpolitisch etwas zu gelten und in der Weltpolitik nach Kräften mitzusprechen und mitzuspielen. Als solches Ziel setzt uns zwar der Verfasser auf der letzten Seite den „außenpolitischen Sozialismus der antiimperialistischen Völker“; wir müssen ihm aber ehrlich bekennen, daß wir da nicht mehr mitkönnen, es sei denn, er gebe uns zu, daß damit wieder ein neuer „Imperialismus“ zur Hintertür herein kommt. H. R.

Ausgewähltes aus der Bücherflut

In der rühmlich bekannten Sammlung „Allgemeine Länderkunde“, die Wilhelm Sievers begründete und jetzt Professor Dr. Hans Rudolphi herausgibt, ist der Band „Deutschland“ von dem Geographen der Grazer Universität Otto Maull bearbeitet worden. 6 Karten im Text, 25 Kartenbeilagen und 41 Abbildungen auf 24 Tafeln bringen ein ausgezeichnetes Karten- und Bildmaterial zur Verdeutlichung der von Otto Maull in klarer Zielsetzung und konsequenter Durchführung bewältigten Aufgabe. An die Allgemeine Übersicht: Mitteleuropa, Deutschland, Deutsches Reich, Land und Staat, die Oberflächengestalt, das Klima, Klimawirkungen, die Pflanzenbedeckung, Kulturlandschaft und Mensch, das Deutsche Reich als Kulturreich, Wirtschaftskörper und Staat, schließt sich der Teil, der die deutsche Landschaft behandelt. Die allgemeine Übersicht hat Maull auf das gesamte Mitteleuropa bezogen, um die Zusammenhänge mit dem Erdraum, dem das grausam zerstückelte Deutsche Reich angehört, aufzuzeigen. So entsteht hinter dem geographischen Reich das große Land der Deutschen. In dem speziellen Teil wird das Reich in seinem Bestand als zweites Reich, das heißt vor dem Versailler Diktat, untersucht. Das Buch gehört zu den wissenschaftlichen Werken, wie wir sie jetzt brauchen: bei größter Wissenschaftlichkeit und Beherrschung des Stoffes steht hinter jedem Satz und jeder Zeile der nationalpolitische Gedanke, wie er einzig der Größe der deutschen Aufgabe entspricht. Auch die statistischen Angaben sind, soweit möglich, dem Stand der Gegenwart angenähert, daß das Buch in jeder Weise Gegenwartswert und Zukunftskraft besitzt. Solche Bücher sind notwendig, und solche Bücher verdienen deshalb weiteste Verbreitung (Leipzig, Bibliographisches Institut, 18,— M.).

*

In dem Buch von Walter Kammner, „Die Tierwelt der deutschen Landschaft“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 7,80 M.), das mit einer Fülle von Abbildungen (577) und siebzehn mehrfarbigen Tafeln ausgestattet ist, wird uns in ungewöhnlicher Lebendigkeit die gesamte einheimische Tierwelt geschildert, so wie sie in Freiheit draußen in ihrer eigenen Welt lebt und webt. Das Buch ist in besonderem Maße geeignet, Verständnis für die Eigengeheimnisse des tierischen Lebens zu wecken unter richtiger Würdigung der Äußerungen der Tierseele. Wir empfehlen dieses Buch, weil der Verfasser von den falschen anthropomorphen

Vorstellungen sich durchaus freihält und in ausgezeichneter biologischer Schulung dem Lebendigen den Vorrang vor dem Systematischen gibt. Unsere deutschen Wälder werden uns durch die Darstellung ihrer eigentlichen Beherrscher noch vertrauter, auch Heide und Moor gewinnen ein neues Gesicht. Das ist ein Buch, das man auch gerade der heranwachsenden Jugend geben sollte, denn hier ist ein organischer Weg zum Verständnis der Verbundenheit mit dem deutschen Heimatboden.

★

Mit hervorragendem Geschick hat der Photograph Max Burchartz ein Bildbuch von der Reichsmarine geschaffen: „Matrosen—Soldaten—Kameraden“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 4,80 M.). Den Text schrieb Edgar Zeller. Burchartz hat es verstanden, in langwieriger Arbeit wirklich das Leben an Bord in allen seinen Kategorien so lebendig und anschaulich einzufangen, daß, wer dieses Buch in der Hand hat, bis in die letzten Einzelheiten jeder Art von Dienst, seemännisch wie militärisch, aber auch des Lebens in der Kameradschaft und in der Freizeit Bescheid weiß. Dies Buch ist ein Bildwerk von hohen Graden und zeigt, wenn das Bild von kundiger Hand gehandhabt wird, die fast unbegrenzten Möglichkeiten der Veranschaulichung. Das Interesse für die deutsche Reichsmarine nimmt, gottlob, in den Kreisen des Gesamtvolkes wiederum zu; es sachlich und gefühlsmäßig zu unterbauen, versteht dies Buch in vorbildlicher Form. Die Mahnung, mit dem bescheidenen Rahmen, der jetzt gespannt ist, nicht zufrieden zu sein, wird gleichfalls mit den Mitteln des Bildes am Schluß verdeutlicht. Da ist eine Seite Versailles mit den unerhörten Bestimmungen über das Schicksal der deutschen Flotte, da ist ein Bild: „Was Deutschland nicht hat“, nämlich moderne Schlachtschiffe, U-Boote, Flugzeugmutterchiffe, Seeflugzeuge. Dann ein prächtiges Bild: „Was Deutschland hat“, eine ruhmreiche Tradition, die Feuereröffnung durch „Seydlitz“ am Stagerat, und als Hoffnung den festen Willen zur Zukunft.

★

Von Selma Lagerlöfs Hauptwerken liegen „Gösta Berling“ und die „Christuslegenden“ in neuen Volksausgaben vor. Der Preis des ungekürzten „Gösta Berling“ beträgt nur 3,60 M., der der „Christuslegenden“ 2,80 M. (München, Albert Langen-Georg Müller). Eine besondere Fürsorge hat die „Reise des Kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen“

erfahren, die in einem Bande im großen Format mit vielen, sehr feinen Bildern von Wilhelm Schulz neu erschienen ist. Dieses schönste aller Kinderbücher kostet mit seinen fünfhundert Seiten und den hundert Bildern und Tafeln nur noch 6 M. Man freut sich als Erwachsener, dieses Buch wiederzusehen, dessen nationalpolitischer Wert für Schweden unausschöpfbar ist. Es gibt keinen wirksameren Weg, die Verbundenheit mit dem eignen Volke, die Liebe zu ihm, die Kenntnis der Vaterlandschaft mit allen ihren Geheimnissen, Sagen und Märchen in das Volksbewußtsein so hineinzutragen als diesen. — Auch von der „Edda“, in der bekannten Übertragung von Felix Genzmer, ist eine Volksausgabe erschienen (Jena, Eugen Diederichs, 3,60 M.). Über die Vorzüge dieser ausgezeichneten Übertragung braucht nichts gesagt zu werden, es ist nur zu begrüßen, daß dieses Buch dank seinem billigen Preise jetzt auch ein wahres Volksbuch werden kann. — Zum Luther-Jubiläum liegen noch zwei weitere Schriften vor: Rudolf Thiel, „Luther. Von 1483—1522“ (Berlin, Paul Reff). Thiel bekennt sich bewußt zu denen, die uns Luther schon nahegebracht haben, und nimmt als sein Eigenes die Auswahl des Stoffes in Anspruch. Aber diese Auswahl ist entscheidend, und wir dürfen sagen, daß sie richtig und in wahren Luthergeist getroffen ist. — Auch die kleine Schrift von Hermann Dörries, „Luther und Deutschland“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1,50 M.), ist zu empfehlen. — Ricarda Huch hat ihre Lebensbilder deutscher Städte „Im alten Reich“ in einem zweiten Bande fortgesetzt: „Der Süden“ (Bremen, Carl Schünemann). Er enthält 19 Städtebilder mit ihren Stadtwappen und 38 Tuschzeichnungen nach alten Vorlagen von Hans Meiß. Das Buch zeigt wiederum alle Vorzüge und trägt wesentlich dazu bei, aus der lebendigen deutschen Geschichte die Gegenwart zu verstehen und das Unverlierbare zu retten. — Ein fröhliches und tüchtiges Buch ist die „Bunte Ski-Fibel“ von Hubert Mumelter (Berlin, Ernst Rowohlt, 3,80 M.), in der in lustigen Versen mit ganz reizenden Zeichnungen vom Verfasser selber die Geheimnisse des Skilaufs, seine Erlernung, seine Schwierigkeiten, seine Vorheiten und sein großes Glück beschrieben werden. — Auch der „Kalender für Geflügelzüchter 1934“, das Jahrbuch des Reichsverbandes der Geflügelwirtschaft (Berlin, Fritz Pfenningsdorff) liegt vor. Er erscheint bereits im 36. Jahrgange und bringt unter Mitarbeit bekannter Züchter und großer Verbände alles das, was jeder Geflügelzüchter wissen muß. — Ein Buch von ganz besonderem Reize ist Karl

Foersters „Garten als Zauberschlüssel“ (Berlin, Ernst Rowohlt, 5,50 M.). In Deutschland kennt jeder, der sich mit Gartenpflege beschäftigt, den Namen Karl Foersters. Er ist der Bahnbrecher für ein ganz neues Leben des Gartens und des Menschen im Garten geworden. Mit reichem Bildschmuck macht er jetzt seine Erfahrungen der Gesamtheit zugänglich, und es ergeben sich aus diesem Buche Ausblicke von fast berauschender Möglichkeit: gehen alle, die das Glück eignen Gartens haben, auf den Wegen Foersters, so kann sich das Antlitz nicht nur des deutschen Landes, sondern der Welt zu einer Symphonie von Freude und Farbenschönheit entwickeln, die vorläufig mit der Kraft eines Glückstraumes einen fast berauscht.

*

Der „Deutsche Reichsbahnkalender für 1934“ ist zu spät für unsere Weihnachtsrundschau, aber nicht zu spät für unsere Leser erschienen, da er wiederum alle Vorzüge dieses hier oft gerühmten Jahresbegleiters aufweist. Mit richtigem psychologischen Verständnis ist der diesjährige Jahrgang dem deutschen Eisenbahner gewidmet, wie auch das hübsche bunte Titelbild einen deutschen Eisenbahner in seiner anziehenden Umwelt im Dienste darstellt. Er gibt einen Begriff von der großen und von Verantwortungsbewußtsein getragenen Leistung der deutschen Reichsbahn, die in jeder Weise sich als Dienst am Volke kennzeichnen läßt. Neben diesem Grundthema des Jahrganges 1934 sind die bekannten Blätter: „Reichsbahn und Wirtschaft“, „Aus dem Betriebe der Reichsbahn“, „Rundendienst der Reichsbahn“ und die besonders ergiebige Abteilung „Mit der Reichsbahn durch deutsche Lande“ nicht vernachlässigt worden. Im 8. Jahrgang wird der Kalender mit seinen 160 Blättern auf Kunstdruckpapier jetzt offiziell vom Pressedienst der deutschen Reichsbahn herausgegeben (Leipzig, Konkordia-Verlag, 3,20 M.).

*

Der zweite Teil der Erinnerungen des Großfürsten Alexander von Rußland ist unter dem Titel „Kronzeuge des Jahrhunderts“ erschienen (Leipzig, Paul List, 6,50 Mark). Das Buch ist, ohne seine dokumentarische Bedeutung überschätzen zu wollen, in vielem eine sehr bedeutsame Ergänzung zur Nachkriegszeit, weil es dank der Stellung des Verfassers manche internen Vorgänge aus intimer Nähe beleuchtet. In diesem zweiten Bande schildert er seine Erlebnisse während der Inflation, des Nachkrieges und der Wirtschaftskrise. Neben die Gestalten

der gekrönten Häupter treten die bösen Abenteurer dieser Zeit, wie Ivar Kreuger und Alfred Löwenstein. Da sind allerdings erstaunliche Dinge zu lesen, und schon diese Einblicke rechtfertigen, daß die Erinnerungen des Verstorbenen nun auch in deutscher Sprache vorliegen.

*

Der Professor an der Universität Leipzig, Erich Bethe, hat in einem knappen Bande „Tausend Jahre altgriechischen Lebens“ die Ergebnisse seiner Forschungen in ansprechender Form der Volksgesamtheit zugänglich gemacht. 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln sind beigelegt. (München, F. Bruckmann, 5,80 Mark.) Beginnend mit der Vorgeschichte schildert Bethe die Höhepunkte der griechischen Blüte, gruppiert um Mykene, Sparta, Milet, Athen, Alexandria. Das Buch ist eine ausgezeichnete Grundlage, da es mit Meisterschaft auch eine Kulturgeschichte gibt, so daß man die unendlichen Einflüsse griechischer Kultur über Rom bis in unsere Tage verfolgen kann.

*

Das ausgezeichnete Buch „Die Pflanze als Lebewesen“ von Ernst Fuhrmann liegt jetzt in einer billigen Sonderausgabe zum Preise von 2,40 Mark vor (Frankfurt, Sozietäts-Verlag). Das Buch stellt in 200 hervorragenden Aufnahmen das Leben der Pflanze in so eindringlicher Form dar, daß man von den Geheimnissen, die hier die photographische Platte entschleiert, fast in eine innere Unruhe versetzt wird. Das Buch sollte jeder Naturfreund lesen und besitzen, sollte es aber auch vor allem mit seinen Kindern lesen, denn hier ist ein einprägsamer, verständlicher und hübscher Weg, die Kinder in das Wirken der Natur mit ihrem unendlichen Reichtum und ihren unerschöpflichen Schönheiten einzuführen. — Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an ein anderes Bildbuch des gleichen Verlages, das schon vor einiger Zeit erschien und auch hier besprochen wurde „Aus der Frühzeit der Photographie 1840 bis 1870“, herausgegeben von H. Th. Vossert und H. Guttman. Das Buch kann nachdenklich und skeptisch machen gegenüber heutiger Photographie, denn die Dokumente der so oft verspotteten Frühzeit zeigen zum mindesten eines: auch damals waren Künstler der Kamera am Werke, die das Wesen aufzufassen wußten, vielleicht aber hatten sie es auch leichter als die Photographen von heute, denn damals hatten die Menschen, zum mindesten die hier zusammengestellten, Köpfe und Gesichter und nicht nur Enden des Körpers auf dem Halse.

*

Ein ernsthaftes und ehrlich ringendes Buch ist die Schrift von Dr. Ludwig Plog „Das Ewig-Eine“, in der er eine neue religiöse Weltanschauung auf der Grundlage der Erfurcht entwickelt. (Berlin, Morawe & Scheffelt, 3,50 Mark.) Diesem Versuch einer Erneuerung des Christentums als einer Religion des vollendet geistigen Monotheismus dürfte gerade in unseren Tagen der schweren Kämpfe in der evangelischen Christenheit besondere Beachtung zukommen. Sein Inhalt läßt sich schwer skizzieren, man soll es selber lesen. Das Buch birgt eine Fülle von Gedanken, und der sittliche Ernst eines im besten Sinne frommen Menschen gibt ihm einen auszeichnenden Stempel.

★

Eine tüchtige Arbeit des in volksdeutschem Streben bewährten Verfassers ist die Schrift von Kurt Trampler „Not und Aufbau der Bayerischen Ostmark“, in der er das Schicksal dieses deutschen Grenzlandes mit eindringlichstem Ernst, größter Sachkunde und einem heißen Herzen zu schildern weiß (München, Bayerland-Verlag). Das Buch ist herausgegeben vom Institut zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten bei der Münchner Universität und zeigt in reichhaltigem Bildmaterial nicht nur die Schönheit dieser eigenartigen deutschen Landschaft, sondern auch die furchtbare Not ihrer Bewohner, für deren Linderung wir uns schon mehrfach einsetzen konnten. Man darf keinen Augenblick vergessen, daß auch dieses Grenzland an Feindesland grenzt und daß Zugriffe vorbereitet werden, die nur ein entschlossener Widerstand von Gesamtdeutschland wir abwenden können.

★

Eine interessante und fesselnde Biographie der Christine von Schweden, Gustav Adolfs schwer belasteter Tochter, schrieb Luise Marelle, die schon in anderen Werken ihre Fähigkeit bewährt hat, mit tiefem psychologischem Verständnis bedeutende Frauengestalten von innen heraus begreiflich und lebendig zu machen „Königin Christine von Schweden“ (Berlin, Bernard & Graefe, 5 Mark). Der Verfasserin gelingt in gewissem Maße eine Ehrenrettung der von protestantischer Seite aus oft verzerrt geschilderten Fürstin, der es sehr schwer wurde, auch nach dem Verzicht auf die Krone mit sich selber und ihrem eignen Blute fertig zu werden.

★

Ein sehr feines Buch ist das neue Bildwerk von Fritz Behn „Tiere“ in dem 30 ganzseitige Zeichnungen zusammengefaßt und von Professor Dr. L. Hed eingeführt werden. (Stuttgart, J. G. Cotta, 12,50 Mark.) Das ist ein lebendiges Buch, und Behn bewährt seine vollendete Meisterschaft zur Erfassung des Wesentlichen des Tieres in Ruhe und Bewegung aufs neue. Der Verfasser legt in einem menschlich warmen Vorwort Rechenschaft von dem ab, was ihn bewegte. Bedeutsam für die gesamte Kunst ist das, was er über die Naturliebe als Vorstufe zur Kunst sagt. Besser ein richtiges Tier als ein falscher Mensch! Darin wird man ihm ohne weiteres zustimmen, und auch in den Schlußfolgerungen, die er gegenüber den verbildeten Menschen (geistig, körperlich und in ihrer Kleidung) für die echten Menschen draußen auf dem Lande und dem echten Wesen, was noch lebt, dem Tiere, zieht.

★

Von „Meyers Kleinem Lexikon“ ist der 2. Band erschienen. Der 3. folgt sogleich. Er beweist, daß die Anlage dieses lebendigen Lexikons richtig ist, denn auch in diesem Bande finden wir die Hilfsmittel, uns bis in die neueste Zeit genau zu unterrichten. Es ist sehr beachtlich, wie hier die Fülle des Lebens bis in die jüngste Zeit ihren literarischen Niederschlag in einer Form gefunden hat, die auch späteren Nachprüfungen standhalten kann.

★

Vom „Großen Brockhaus“ liegt nunmehr der 16. Band vor, enthaltend die Schlagworte Rod bis Schq. Die große Kulturleistung dieses Lexikons nähert sich nun ihrem Ende. Man kann aber sicher sein, daß die vier noch ausstehenden Bände die gleiche Höhe wie die bisherigen halten und den Ruhm des alten Lexikons für unsere Tage neu begründen werden.

★

Zu dem erstaunlich billigen Preise von 4,80 Mark erschien Joseph Gregors „Weltgeschichte des Theaters“ (Wien, Phaidon-Verlag). Dadurch wird die Reihe dieser wirklich ausgezeichneten Bände, deren erste wir hier schon besprachen, auch auf das Gebiet des Theaters erweitert. Über dreihundert Tiefdruckbilder sind in die 800 Seiten Text eingefügt. Das Theater aller Zeiten und Völker wird erstmalig in einer solchen Zusammenfassung behandelt. Eine Fülle von Wissen und eine Fülle von Arbeit steckt in diesem Bande: unbekannte Vorlagen sind benützt. Gerade in den Tagen des

schmerzlichen Niedergangs des Theaters wird es gut sein, sich an einer solchen Kulturgeschichte zu erinnern, was das Theater bedeutet und geleistet hat, und aus ihr die Geseze des wahren Theaters abzuleiten, nach denen allein ein Wiederaufstieg möglich ist.

*

Die Flut der Bücher zum politischen Gesehen unserer Tage hat einen derartigen Umfang erreicht, daß dieser Wettlauf der Verleger die Wirkung ausgelöst hat, der Bücher auf diesem Gebiete nur noch summarisch gedenken zu können. Das mag man bedauern, kann es aber nicht ändern, die Verantwortung dafür trägt der deutsche Verlag selber. Der Leser weiß, was ihn erwartet, und so kann man das eigne Gewissen entlasten durch die Mitteilung, wo er das Erschienene erhalten kann. „Deutschland, Deutschland über alles“ nennt sich ein Jahrbuch für die deutsche Jugend und das deutsche Volk im Dritten Reich (Leipzig, R. F. Roehler, 4,80 Mark), eingeleitet mit Worten von Hindenburg, Hitler und Goebbels, ausgestattet mit vielen Bildern. Ein Buch, durchaus geeignet in den Herzen der Jugend Begeisterung zu wecken. „Tannenberg 1914–1933, ein Gedenkbuch für das deutsche Volk“ (Berlin, Reimar Hobbing, 2 Mark), eingeführt vom Oberpräsidenten Koch und mit historischen Beiträgen über die Schlacht bei Tannenberg und den Ansprachen, die am Tannenbergtag gehalten worden sind. Als Motto durchklingen das ganze Werk die Worte Hindenburgs: „Wir wollen treu zusammenhalten.“ Das Buch ist verschwenderisch mit Bildern ausgestattet. — Jesco von Puttkamer berichtet mit 70 Bild dokumenten über „Deutschlands Arbeitsdienst“ (Oldenburg, Stalling), mit einem Geleitwort vom Staatssekretär Hiehl (3,50 Mark). — Nützlich ist die Broschüre von Walter Hahmann „Geländesport und Schule“ (Leipzig, Armanen-Verlag, 0,80 Mark), in der gesunde und vernünftige Gesichtspunkte, um den Geländesport in die erzieherischen Aufgaben der Schule einzugliedern, gegeben werden. — Houston Stewart Chamberlain wird in einer Auslese aus seinen Werken von Georg Schott als „Geher des Dritten Reiches“ dargestellt (München, F. Brudmann, 3,50 Mark). Interessant ist der ausgenommene Brief Chamberlains an Adolf Hitler vom Jahre 1923 und ein Aufsatz von Chamberlain zu Hitlers Geburtstag 1924. — „Deutscher Luftland“ nennt Curt Hoxel sein Sammelbuch (Stuttgart, W. Kohlhammer, 4,80 Mark), in dem in den

verschiedensten Beiträgen unter Mitarbeit von Major Pabst, F. W. Heinz, Heinz Schauweder, Friedrich Hielscher, Brauweiler, Perkonig, Franz Fromme und anderen der Anteil der deutschen revolutionären Jugend an den Gesehnissen des Nachkriegs von den Spartakuskämpfen, den Freikorps in Oberschlesien, im Baltikum und im Westen, den Separatistenkämpfen, den Taten des Freikorps Epp, dem Anteil des Stahlhelm und der Bündischen Jugend unter Berücksichtigung der Kärntner Freiheitskämpfe und verwandter Freiheitsbewegungen im Auslande bis zum Fernen Osten das Einnünden aller dieser Bestrebungen in den Sieg des Nationalsozialismus dargestellt wird.

Es ist dankenswert, daß der Verlag Stalling in Oldenburg unter dem Titel „Bücher der Zeitenwende“ Werner Beumelburgs Schriften zum verbilligten Preise jetzt erscheinen läßt. Die Wirkung von Beumelburgs Büchern gerade auf die Jugend ist überhaupt nicht zu überschätzen. Aus dem Grunde ist es begrüßenswert, daß die Preise jetzt für jeden Band einzeln nicht mehr als 4,80 Mark betragen. Sechs Bücher sind in dieser Reihe vereinigt „Sperrfeuer um Deutschland“, „Deutschland in Ketten“, „Bismarck gründet das Reich“, „Gruppe Bismarck“, „Douaumont“ und „Flandern“. Die letzten beiden Bücher hat Beumelburg gründlich überarbeitet. — Major a. D. Weberstedt begründet in einem Sammelbuch „Deutschland fordert Gleichberechtigung“ (Leipzig, Armanen-Verlag) mit Beiträgen von Graf Montgelas, Schwendemann, Grässer, v. Mehsch, Freiherr v. Rheinbaben, Wilhelm Ziegler, Polizeimajor Elster, Müller-Brandenburg, Konteradmiral a. D. Sadow und vielen anderen Deutschlands unabwendbare Forderung. Am Schluß steht der bekannte Brief von Geheimrat Sauerbruch an die Ärzteschaft der Welt. — Wesentliche Beiträge zur geheimen Kriegsgeschichte sind das Buch von Hans Rutscher „Admiralsrebellion“ oder Matrosenrevolte? (Stuttgart, W. Kohlhammer, 3 Mark) und „Frankreichs schwerste Stunde“ von Rolf Bathe (Potsdam, Alfred Protte). Behandelt Hans Rutscher die Frage des Flotteneinsatzes in den letzten Tagen des Weltkrieges und zerreiht endgültig das Lügengespinnt über die Pläne der Flottenführung und die Fälschung, die Interessenten um diese letzten Vorgänge gelegt haben, so schildert Rolf Bathe in gleich packender Weise die Meuterei der französischen Armee 1917, ihre Gründe, ihren Ablauf und die blutige Unterdrückung durch die französischen Machthaber, die ihren Meuturern

gegenüber aus einem hohen Verantwortungsgefühl für das Gesamtvolk mehr Nerven bewiesen als die deutschen Politiker.

*

Das Buch von Ernst Hanfstaengl „Hitler in der Karikatur der Welt“ (Berlin, Carl Rentsch) hat seinen Weg gemacht. Hanfstaengl hat eine Auswahl der in der gesamten Welt gegen Hitler erschienenen Karikaturen getroffen: rechts steht das Bild, links ein Text, den Hanfstaengl nach dem Motto „Tat gegen Tinte“ ausgewählt hat.

*

Wesentliche Aufschlüsse vermittelt das Buch von Luise Diel „Frau im faschistischen Italien“ mit 56 Bildern in Kupfertiefdruck

(Berlin, Reimar Hobbing, 6 Mark), aus dem man alles Einschlägige erfährt, welche Stellung der Frau im faschistischen Italien nach dem Willen des Duce zugewiesen ist und wie sie sie auszufüllen verstanden hat.

*

Der „Kalender für Elsaß-Lothringen 1934“ (Straßburg, Heiß & Co., 1,85 Mark) bringt 24 Bilder neben vierzehntägigen Tagesbildern in Kupfertiefdruck. Die Halbmonatsblätter sind als Postkarten zu verwenden. Die Auswahl ist nach dem Gesichtspunkt getroffen, Heimatbilder aus Elsaß-Lothringen in guter Auswahl, darunter auch entlegenere Schönheiten der Landschaft berücksichtigend, zur Anschauung zu bringen. (Auslieferung E. H. W. Meyer, Berlin W 30.) D. R.

Politische Rundschau

Wer bisher an den Ernst der Lage im Fernen Osten noch nicht glauben wollte, wird durch die Zusammenkunft der englischen Flottenbefehlshaber in Singapur wohl davon überzeugt worden sein, daß sich um den „Stillen“ Ozean eine Krise gelagert hat, die mit den Waffen gelöst werden soll. Noch während an Bord der englischen Schiffe die weiteren Ausbaupläne der ohnehin schon sehr starken Festung beraten und die Operationen der englischen Flotte planmäßig vorbereitet wurden, hielt der Kriegskommissar der Sowjetunion eine recht eindeutige Drohrede gegen Japan. Die Antwort blieb nicht aus, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sind bereits auf einem Punkt angelangt, der fast schon jenseits einer denkbaren Friedenslinie liegt. Japan betreibt mit größter Energie den Ausbau seiner Stellung auf dem asiatischen Festland, Mandschukuo wird hier seine Operationsbasis abgeben. Nicht von ungefähr wurde auf diesem neuesten Brennpunkt der Weltpolitik kürzlich eine Art panasiatischer Konferenz abgehalten, nach außen hin mit wirtschaftlichen Zielen, im innern Zweck mit der Absicht einberufen, die möglichen Hilfsstellungen seitens freundschaftlich eingestellter asiatischer Kontinentalkreise zu sondieren. Nicht zu übersehen ist schließlich die amerikanische Unterstützung der Luftflotte der Sowjetunion, die den Bombenflugzeugen Amerikas in Wladiwostok ein gesichertes Heim mit den notwendigen Kampf-

utensilien bieten wird. Die amerikanische Flotte im Stillen Ozean, die schon lange in steter Kampfbereitschaft liegt, wird von diesem festländischen Stützpunkt aus eine starke Hilfstellung erwarten können.

*

Während so an der einen Hälfte der Erde der Ausbruch eines Konfliktes immer bedrohlicher näher rückt, verzankt sich das kleine europäische Anhängsel des großen asiatischen Festlandes weiter. Schien es zu Beginn des Jahres, als sollte in der Abrüstungsfrage eine Lösung in Sicht kommen, konnte aus der englischen und italienischen Note auf eine Annäherung geschlossen werden, so ist durch die letzte französische Note die ganze Diskussion wieder vollkommen unfruchtbar geworden. Man steht jetzt wieder am Ausgangspunkt der Unterhaltung und spricht von den Prinzipien der Sicherheit, die schon längst überwunden zu sein schienen. Eingeweihte, die von der anderen Seite kamen und ein Bild von der Auffassung drüben enthüllten, gaben eine Darstellung der Lage, die zu großem Optimismus keine Veranlassung bietet. Die inneren Unruhen in Frankreich haben bekanntlich zu einer Regierung der nationalen Konzentration geführt. In den Ministeresseln haben fast lauter alte Herren Platz genommen, in deren Auffassung und Vorstellungswelt das Jahr 1919 noch sehr lebendig ist. Das kürzlich

erschienene Produkt der Barthou-Tardieuschen Staatskanzlei zeigt nur zu klar die Mentalität der wieder auflebten Epoche, die der Vergangenheit angehören sollte. Die Reise des englischen Ministers Eden hatte wohl nicht nur den Zweck, das Gelände zu sondieren, von London aus sucht man einen Weg, die erwünschte Brücke zu finden. Ein sanfter Druck auf beide Seiten soll die Unterhaltung wieder in Gang bringen. Wir dürfen nicht überhören, daß die Taktik des Druckes nicht vor der Andeutung zurückschreckt, in Rom und London sei man genötigt, die in Locarno übernommenen Garantien zu überprüfen. Das heißt doch ziemlich eindeutig, daß die Garantie der französischen Westgrenze durch die beiden anderen Großmächte in Wegfall kommen könnte, bedenklich genug für die Sicherheit des Reiches, das ja immerhin bisher auf Grund der Treuga Dei am Rhein gegen Überraschungen aus Paris gesichert war. Wir verweisen diese und manche andere laute oder leise Andeutung auf das Gebiet der Taktik; es wäre aber ein Fehlschluß, nur diese als Motiv anzunehmen. Seien wir uns klar, daß in Paris eine Regierung arbeitet, die von ganz bestimmten Vorstellungen ausgeht, wir kennen sie aus dem Vierzennium unmittelbar nach Versailles. Dieser Hokusfokus hatte damals seinen innenpolitischen Zweck wie heute. Aus guter Quelle verlautet, daß man das allbeliebte Sicherheitsventil einer außenpolitischen Ablenkung ziehen möchte, um die Schwierigkeiten der inneren Lage zu erleichtern und der Öffentlichkeit, die sehr stark unter dem Eindruck der ewigen Skandale steht, Schlagzeilen der Tagesblätter vorzusetzen, die Fragen der Außenpolitik behandeln. Diese Begleitmusik braucht man, während der Untersuchungsausschuß der Kammer in der Stavisky-Affäre tagt. Neben der Abrüstungsfrage wird in den Gazetteen deswegen auch mehr von der Saarfrage gesprochen. So nebenbei erzählt Pertinax von einer notwendigen Investigation. Diese und andere Produkte der erwähnten Taktik werden wir weiter zu hören bekommen, keine Anzeichen einer Beruhigung. Wir wollen in diesem Zusammenhang der Vollständigkeit halber erwähnen, daß in vertraulichen Gesprächen von juristischen Untersuchungen des Saarproblems auf französischer Seite gemunkelt wurde, die an die Taktik der Reunionskammern erinnert. Eine unfreundliche Prognose für die Saarabstimmung!

Das Communiqué der vom Völkerbundsrat eingesetzten Kommission über die Regelung der Abstimmung enthält das in der üblichen Genfer Sprache aufgemachte Gemisch von Sachlichkeit und Unklarheit. Warum muß hier noch ein

Juristenausschuß gehört werden? Warum kann man nicht ganz einfach und klar die Richtlinien für die Abstimmung und vor allem ihren Zeitpunkt ganz einwandfrei festlegen?

*

Auch die Lage in Österreich hat sich plötzlich verschärft. Das Blutvergießen ist tief bedauerlich, schmerzlich sind die Verluste dieses kurzen, aber um so heftigeren Bürgerkrieges, der von den Marxisten entfesselt wurde. Die Feststellung, daß die Waffen der roten Schutzbündler aus den Skodawerken stammten, von wo sie auf unsichtbaren Wegen, die noch der Aufhellung bedürfen, zu den einzelnen Formationen gelangten, läßt weitgehende Rückschlüsse zu. Sie gestattet zunächst die klare Folgerung, daß man in Prag ein Interesse daran hatte, in Österreich eine gut bewaffnete Truppe zu unterhalten, die einsatzbereit sein sollte, wenn man sie brauchte. Wir glauben nicht an das irgendwo aufgetauchte Märchen, die Emigranten aus dem Reiche hätten hier eine eigentümliche Söldnertruppe gebildet, die dann eingesetzt werden sollte, wenn etwa der Nationalsozialismus in Österreich zur Macht käme. Die Prätorianergarde des Herrn Deutsch war im indirekten Sold der Prager Burg und damit schließlich der Herren in Paris. Wir folgen weiter, daß die Drahtzieher des letzten Putschs mit seinen grauenhaften Verlusten die Stunde für gekommen hielten, gleichsam auf kaltem Wege ein fait accompli zu schaffen, das teils für eine Intervention mit eigener Armee, teils einer Herbeirufung des Völkerbundes zu tätiger Einnischung die erwünschte Grundlage schaffen sollte. Wenn die vorhandenen Anzeichen nicht trügen, so spielt man in Paris sehr stark mit dem Gedanken, den Völkerbund, der ja jedem Wink von Paris folgt und von einem Franzosen geführt wird, für die Schaffung der notwendigen Garantien der Unabhängigkeit Österreichs in Anspruch zu nehmen. Die weitere innenpolitische und damit natürlich die außenpolitische Entwicklung des kleinen und für die europäische Politik so wichtigen deutschen Landes Österreich bedarf aufmerksamster Beobachtung aller Deutschen auch im Reich, soll nicht plötzlich neben dem gefesselten Deutschtum an der Weichsel ein im freien Selbstbestimmungsrecht endgültig geknebeltes Deutschtum an der Donau stehen. Gelegentlich der Anwesenheit des englischen Ministers Eden in Paris wurde eine amtliche Erklärung veröffentlicht, wonach die drei Mächte Frankreich, England und Italien für die volle Unabhängigkeit Österreichs zu sorgen hätten. Da finden wir die sonderbare Unterstellung einer Bedrohung der österreichischen

Unabhängigkeit wieder, die schon aus der denkwürdigen Note hervorging, die als Auftakt für die Anrufung des Völkerbundes an die Adresse des Reiches von Wien aus gerichtet wurde. Das gefährliche Spiel der anderen wird immer deutlicher erkennbar; Kräften, die der Geist und die staatsmännische Kunst eines Geißel meistern konnte, scheint der augenblickliche österreichische Kurs nicht gewachsen zu sein.

*

Während Masaryk zur dritten Präsidentschaft kandidiert und sein Außenminister neue Ränke spinn, zeigt die Währung unseres Nachbarn im Süden die Anfänge bedenklicher Schwindsucht. Was man früher Münzverschlechterung nannte, wird heute mit dem schönen Wort Kursentwertung bezeichnet. Für den internationalen Handel bedeutet die Herabsetzung des inneren Wertes der Tschechenkrone eine neue Erschwerung, Skoda wird sich allerdings erleichtert fühlen, da die Angebote von Vickers und Armstrong an schweren Waffen im Fernen Osten jetzt besser unterboten werden können. Wir wollen hier nicht auf wirtschaftliche Betrachtungen abschweifen; bei der engen Verbindung von politischer Taktik mit dem Geschäft sei aber doch bemerkt, daß Europa von der Wirtschaft her infolge der voraussetzlichen Unterbietung durch den Export aus der Tschechoslowakei keine Konsolidierung zu erwarten hat. Die tschechischen Währungspläne haben zwar interne Gründe, sie werden sich aber auch in der Donaupolitik auswirken. Durch den nunmehr als gegebene Tatsache

hinzunehmenden Balkanpakt mit den gegenseitigen Grenzgarantien Jugoslawiens, Rumäniens, Griechenlands und der Türkei ist ein Großraum entstanden, der nun von Prag aus wirtschaftlich bearbeitet werden könnte. Wäre nicht Albanien und Bulgarien außerhalb des Balkanpaktes geblieben, so könnte von einer beruhigten Südostzone gesprochen werden. Da die beiden Staaten nicht mitspielen, vor allem Albanien und Ungarn außerhalb der Kombination geblieben sind, haben wir wieder ein Stückwerk von unbestimmter Lebensmöglichkeit vor uns.

*

Unserer Tradition getreu müssen wir wieder feststellen, daß die Lage der deutschen Minderheiten im Südosten und in Polen leider nicht besser geworden ist. Darüber berichtet der „Schnellrichter“. Der polnische Außenminister Beck hat nach der Vereinigung der Beziehungen zum Reich rasch seine Grenzen im Osten durch Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes mit Rußland gesichert. Polen kann jetzt vielleicht an eine Konsolidierung seiner inneren Verhältnisse herangehen, solange es im Fernen Osten ruhig bleibt. Von dort ausgehende Erschütterungen dürften allerdings für Warschau kein Fernbeben bleiben, sobald sein östlicher Nachbar in den Konflikt verwickelt wird. Man hört doch interessante Dinge von den politischen Vorberreitungen Japans. Sie können sich dahin auswirken, daß der östliche Nachbar von Warschau ein ganz anderes Gesicht bekommt.

Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Der König der Belgier

fiel einem Unfall zum Opfer. Als der Sohn des Grafen von Vlandern 1909 das Erbe seines Oheims antrat, schien der Beruf eines belgischen Souveräns wenig Sorgen zu machen. Die kluge Regierungspolitik der vorangegangenen beiden Leopolde aus dem Hause Koburg hatte die Dynastie befestigt: das neutrale Belgien blühte im Schatten der Großmächte; ja, der beispiellose Aufschwung, den gerade hier Handel und Wandel im Zeitalter des Liberalismus genommen hatten, machten den kleinen belgischen Zwischenstaat zum Schulbeispiel eines gesunden demokratischen Staatswesens. Die Völker außenpolitischer Entscheidung dräuten allenfalls in weiter Ferne, und

auch die Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und Völkern innerhalb des Staates erreichten nicht die Stufen des Thrones.

Welche Wandlung im Verlauf zweier Jahrzehnte! Auch der Triumph des siegreichen Einzuges in Brüssel am 22. November 1918, welcher der belgischen Entscheidung, den Weltkrieg auf Seiten der Entente zu schlagen und durchzuhalten, äußerlich Recht gab, bedeutete nicht die Rückkehr in jene glückliche Zeit, da der Glaube an den materiellen Fortschritt zum täglichen Brot jedes Belgiers gehörte. Trotz Sieg, Reparationen und Annexion deutschen Landes umhüllte sich jetzt erst der nationale Zwiespalt der Völker Belgiens, der diesem Staat seit seiner Gründung das Gepräge gab, und das

Selbstbestimmungsrecht, für das die Entente und mit ihr Belgien unter Führung des Königs angeblich ins Feld gezogen waren, wurde zur mächtigen Waffe des Blamentums, das ungleich härter an der Front geblutet hatte als die von jeher bevorzugten Wallonen.

König Albert tat seine Pflicht, als er das belgische Herr hinter die Fier zurückführte und in Le Harre die Nerven behielt, und gewiß war er redlich bemüht, nach dem Kriege die inneren Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen. Aber als er, ob zwangsläufig oder nicht, ob aus freiem Willen oder Schwäche, die Tradition seiner Vorgänger aufgab und zuließ, daß Belgien einseitig für Frankreich votierte, beschleunigte er die politische Krise. Sein jäher Tod entfernte nunmehr aus dem politischen Leben Belgiens die Zurückhaltung, die allen Parteien und Volksgruppen die sympathische Persönlichkeit dieses Königs auferlegte, und seinem jugendlichen Sohn und Nachfolger dürfte es ungleich schwerer fallen, mit der revolutionären Neuordnung fertig zu werden, die in Belgien an die Grundlagen eines längst überständigen Zustandes rührt.

Der deutsch-polnische Pakt

Ist nicht zulezt von der deutschen Volksgruppe in Polen voller Hoffnung begrüßt worden. Wird er die Entspannung bringen, die es den Deutschen im Korridor und in Ostoberschlesien ermöglicht, als Menschen deutschen Volkstums und deutscher Kultur zu leben? Wird er dazu beitragen, auf Seiten des polnischen Volkes die Barrieren einer vierzehnjährigen deutschfeindlichen Propaganda abzutragen? Die polnische Verfassungsreform, die gleichzeitig mit dem deutsch-polnischen Pakt Wirklichkeit wurde, bietet der polnischen Regierung nunmehr auch verfassungsmäßig die Möglichkeit, autoritär zu regieren und ihren Willen in jeder Beziehung durchzusetzen. Das parlamentarische Polen war ein Schulbeispiel für jene demokratisch-chawinistische Arbeitsteilung, in deren Rahmen jeweils nach Bedarf die Regierung selbst durch ihre Organe unmittelbar assimilierte oder aber der Opposition, um sie zu beschäftigen und ihre Forderungen abzubiegen, die Verfolgung der fremden Volksgruppen überließ. Und eben aus dieser „demokratischen“ Arbeitsteilung ergab sich das raffinierte System der stillschweigenden Zusammenarbeit zwischen Opposition und Regierung, durch die ein Höchstmaß der Minderheitenentrechtung erreicht wurde. Der polnische Schulinspektor, der gesetzwidrige Verfügungen herausgab, der Westmarkenverein und die Auf-

ständischenverbände, die „Aktionen“ veranstalteten, konnten selbstherrlich handeln, die Regierung in Warschau aber bedauerte allenfalls die „lokalen Übergriffe“, ohne sie ernstlich abzustellen.

Durch die Verfassungsreform entfällt für das neue Polen das in Demokratien zünftige Schlagwort, die Regierung müsse auf die Opposition Rücksicht nehmen und könne daher nicht immer so, wie sie selbst grundsätzlich wünsche. Die Regierung in Warschau kann jetzt durchgreifen, sobald sie selbst es wünscht. Und im Zeichen des deutsch-polnischen Pakttes wie der volkspolitischen Verständigungsbereitschaft, der der polnische Ministerpräsident höchstpersönlich im Sejm Ausdruck gegeben hat, darf daher erwartet werden, daß Warschau zu seinem Worte steht.

Daß das polnische Kultusministerium die Anordnung gab, die Romane des Dichters Sientkiewicz, soweit sie das ukrainische und das deutsche Volkstum durch einseitige Darstellung geschichtlicher Geschehnisse beleidigten, aus der Pflichtlektüre der Schulen zu entfernen, deutete zumindest an, daß man sich an zentraler Stelle auch über die praktischen Notwendigkeiten der inneren Befriedung, des Ausgleichs zwischen Staat und Volkstum Gedanken machte. Eine schwere Enttäuschung aber war für alle Verständigungsfreunde die Veröffentlichung der neuen Enteignungsliste für die Wojewodschaft Pomerellen. 1475 Hektar Grundbesitz sollen erneut ihren Besitzern zwangsweise genommen werden, und diese Fortsetzung der „Agrarreform“ wirkt um so krasser, als für sie die Zentralregierung allein verantwortlich zeichnet, volle 1032 Hektar der zu enteignenden Fläche deutscher Boden sind und die Enteignung insgesamt bei dem Mangel an geeigneten polnischen Siedlern lediglich die wirtschaftliche Verelendung in den polnischen Westgebieten steigert.

Der polnische Ministerpräsident erklärte wörtlich, es sei an der Zeit, die Fehler zu verbessern und die scharfen Kämpfe in den völkisch gemischten Gebieten einzustellen, um einem einträchtigen Zusammenleben Platz zu machen. Die Förderung des „einträchtigen Zusammenlebens“ durch die Entfernung der „Kreuzritter“ von Sientkiewicz aus dem offiziellen Schulbetrieb steht leider in keinem Verhältnis zu der Verschärfung des volkspolitischen Kampfes, die mit der neuen Enteignungsliste angezeigt wird.

Mit der Polonisierung

der evangelischen Kirche beschäftigt sich ein neuer Aufsatz der angesehenen polnisch-evangelischen Zeitschrift „Zwiastun Ewangeliczny“. Er ist natürlich für

Polonisierung der evangelischen Kirche in Polen, für Loslösung von der deutschen Tradition (die Kirche ist eine deutsche Gründung der Reformationszeit und war als solche ein Vorposten der deutschen Kultur). Nun aber ist aus der Polonisierung eine Zersetzung, ein Schwachwerden im evangelischen Glauben geworden. Die Schuld wird in der Hauptsache den Renegaten, den polnischen evangelischen Geistlichen deutscher Abkunft, zugeschoben, die sich in den Vordergrund gedrängt und die Polonisierung betriebenen haben.

Der Aufsatz stellt fest: Hochmut, Ehrsucht, Mammondienst, Kriechertum den Großen der Welt gegenüber, die Behandlung der Kirche durch ihre Leiter als ein ihnen gehöriger Weidplatz, sind die Kardinalsünden, die stets zum Untergang der Kirche geführt haben. Diese Sünden haben in erster Linie unter den Gläubigen die bekannte religiöse Gleichgültigkeit gesät. Gleichzeitig sei dabei der polnische Evangelismus verkommen und zum Schmel und Dünger für persönliche Zwecke geworden. Man habe sich auch gegen die Idee des Polentums veründigt, denn diejenigen, die angeblich „in Polentum machten“, seien nicht hundertprozentige Polen, sondern zu vier Fünftel Polen deutscher Herkunft. Ihr frisch aufgebügeltes Polentum sei zu lärmend gewesen (damit es auch an maßgebenden Stellen bemerkt werde), und habe daher diejenigen Evangelischen polnischer Zunge abgestoßen, die vielleicht in ihrem Gefühl noch nicht vollständig polonisiert, sondern erst auf dem Wege dazu waren: solche machten nämlich einen bedeutenden Prozentsatz der polnischen Evangelischen aus. Dieser Prozeß der vollständigen Polonisierung sei dadurch in großem Maße aufgehalten worden. Von einer Anziehung der Deutschen — wie das vor dem Kriege nach Meinung des Verfassers der Fall gewesen — und deren Polonisierung könne unter solchen Bedingungen jetzt keine Rede mehr sein. Man habe ganz das Sprichwort vergessen: „An den Sünden unserer Anführer sind auch wir schuldig, denn wir haben geschlafen und ihnen nicht entgegengewirkt.“

Noch niemals und von keiner Seite ist über die polnischen Priester deutscher Herkunft, welche die Polonisierung der evangelischen Kirche betreiben, so schonungslos Gericht gehalten worden. Gemeint sind der General-superintendent D. Bursche in Warschau und andere Renegaten. Renegaten also haben sich der Führung der evangelischen Kirche in Polen bemächtigt. Sie haben Polonisierungspolitik betrieben, das heißt den in seinem innersten Wesen deutsch-germanisch geprägten Glauben

und die im Bannkreis deutscher Kultur lebenden evangelischen Menschen zu polonisieren versucht. Mit dem Erfolg, daß sie den Gläubigen polnischer Zunge Ärgernis gaben und sie in ihrem evangelischen Glauben lau und wandend machten, und daß sie den deutschen evangelischen Gemeinden in Polen die ganze Gefahr für ihren Glauben und ihr Volkstum deutlich machten.

Der Gesetzentwurf für den Kirchenvertrag ist das Werk dieser Kirchenführer. Dieses Gesetz würde die Kirche der völligen Beherrschung und Kontrolle durch den Staat ausliefern. Darüber haben wir im letzten Heft berichtet. Eine Pastorensynode in Warschau hat in einer Entschlieung gefordert, gemäß den Forderungen der deutschen Gemeinde, die Artikel 11 (Pastorenwahl) und 18 (Abberufung von Pastoren) wegen für den Staat schädlicher Tätigkeit fallen zu lassen. Eine Kommission soll eine „Abänderung“ beraten. Abänderung ist den deutschen evangelischen Gemeinden zu wenig, denn sie würden von den Artikeln 11 und 18 am ehesten betroffen. Sie fordern die unbedingte Respektierung der freien Pfarrerwahl, gemäß den Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche. In den Schmalkalbener Artikeln (Anhang) heißt es:

„Die Kirche hat Macht, Kirchendiener (Pfarrer) zu wählen und zu ordinieren. Darum, wenn die Bischöfe entweder Räzer sind oder tüchtige Personen nicht wollen ordinieren, sind die Kirchen vor Gott nach göttlichem Recht schuldig, Ihnen selbst Pfarrherrn und Kirchendiener zu ordinieren. Ob man nun dies wollte ein Unordnung oder Zertrennung heißen, soll man wissen, daß die gottlose Lehr und Tyrannei der Bischöfe daran schuldig ist; denn so gebet Paulus, daß alle Bischöfe, so entweder selbst unrecht lehren oder unrechte Lehr und falschen Gottesdienst verteidigen, für verfluchte Leute sollen gehalten werden.“

Und weiter heißt es: „Solche Gewalt ist ein Geschenk, welches der Kirchen eigentlich von Gott gegeben und von keiner menschlichen Gewalt der Kirche kann genommen werden! Darum folget, wo ein rechte Kirche ist, daß da auch die Macht sei, Kirchendiener zu wählen und zu ordinieren, wie dann in der Not auch ein schlechter Laie einen anderen absolvieren und sein Pfarrherr werden kann . . .“

Eine evangelische Kirche, die diese Grundrechte aufgabe oder sich nehmen ließe, verdiente nicht mehr den Namen evangelisch. Entschlossene Männer erwägen darum bereits die letzten Konsequenzen: den Austritt der deutschen evangelischen Gemeinden aus der Landeskirche und den Zusammenschluß der staatsfreien

evangelisch-lutherischen Ortsgemeinden zu einer Freikirche, um die freie Bekenntniskirche, um die Freiheit eines Christenmenschen zu retten.

In den Berliner Theatern

Spiegelt sich die Situation der Zeit sehr deutlich wieder, wenn man einmal die Reihe der Erstaufführungen der letzten Wochen durchgeht. Auf der einen Seite steht die Historie, der Wille zum neuen Theater des Heroischen, auf der andern das neue Wiedermeier, die Sehnsucht nach dem richtigen, unterhaltenden Theater, die zu den seltsamsten Versuchen führt. Und es ist noch bezeichnender, daß an der Spitze des neuen Theaters die beiden Bühnen gehen, die bewußt einen großen Teil ihrer Tätigkeit für die Jugend einsetzen, nämlich das Preussische Theater der Jugend unter Herbert Maisch und das Theater der Jugend E. V., das früher Theater der Höheren Schulen hieß und jetzt unter der Schirmherrschaft von Doktor Goebbels steht. Maisch brachte zuerst die Langemard-Tragödie von Rahn und Monato — ein Stück, das wieder einmal die Unbekümmertheit dieses Intendanten gegenüber ererbten Hemmungen zeigt. Die beiden Verfasser haben nicht etwa gemeinsam dieses Stück gedichtet, sondern Maisch und sein Dramaturg Friß Peter Buch haben aus den beiden Stücken, die diese Dichter, jeder für sich, eingereicht hatten, ein drittes gemeinsames zusammengebaut, und die Sache ging ausgezeichnet. Das Drama zeigt die Tragödie der Kriegsfreiwilligen von 1914, ihren Auszug aus den Hörsälen, ihren Anmarsch auf Langemard, den Untergang in den Kämpfen mit den Engländern, über dem hier tröstlich die Hoffnung wächst, daß die draußen errungene Volksgemeinschaft das Grauen des Krieges überbauern wird. Es ist sauberes Zweittheater, was man erlebt, Text für die Bühne, mit anständigem Gefühl und Haltung gemacht, ohne besondere dichterische Ansprüche, aber mit lebendigem Empfinden für Land und Volk. Maischs Ensemble beginnt bereits zusammenzuwachsen: sowohl die Szene im Hauptquartier von French wie der Akt in der französischen Kneipe, in die die Jungen am Abend vor der Schlacht eintreten, waren ausgezeichnet.

Noch stärker wirkte die Aufführung von Shakespeares Heinrich IV., dessen beide Teile Maischs Dramaturg Buch in eines zusammengezogen hatte — zu einem Drama des Aufstiegs von Prinz Heinz aus der Welt Falstaffs in die seines Vaters. Das breit Geschichtliche war gefallen, die Lords um die Aufrührer, Percy selbst, Glendower erheblich zurückgebrängt, so daß die Sache in knapp vier Stunden vorüber-

zog. Natürlich hatten die Farben gelitten, und nur Linien waren geblieben: aber das Geschehen zog so lebendig vorüber — das Wesentliche war klar herausgearbeitet und die jungen Schauspieler unter Buchs Regie gaben so lebendiges Theater; auf dem Hintergrund eines Ensembles standen Leistungen wie der ausgezeichnete Falstaff des Herrn Schürenberg, der frische Prinz des Herrn Klingenberg, der vortreffliche König des Herrn Klietsch, daß der Grundriß der Dichtung rein und eindringlich sichtbar wurde. Hier wächst ein Theater heran, das mehr ist als Theater für Kinder: hier wird Arbeit am Wiederaufbau der verfallenen Bühnenwelt Berlins geleistet.

Das andere Theater der Jugend brachte Wildenbruchs König Heinrich, den man seit einem Menschenalter nicht mehr auf einer Berliner Bühne gesehen hat. Die Aufgabe war sehr schwer: um Wildenbruch wieder in die lebendige Welt von heute zu stellen, braucht man Fingerspitzen und besten Instinkt für das ehrliche Theater, aus dem er lebte. Die Regie im Admiralspalast führte Lothar Körner; er gab Theater im Sinn der Tradition; er umging aber gerade das, was Wildenbruchs Wesen ausmacht: die Gläubigkeit des einfachen Pathos, die Natürlichkeit auch der papierenen Töne in seinem Werk. Wildenbruchs einfache Seele lebte sich, ähnlich wie die Sudermanns, ständig in großen Szenen aus; aber alles, was er hinstellt, ist in all seiner Einfachheit so aufrichtig und echt empfunden, daß es, sobald es mit diesem Empfinden angefaßt und hingestellt wird, wieder einfach und stark wirkt, vor allem auf junge Menschen. Nur muß der Regisseur, wie gesagt, die Fähigkeit haben, ebenso aus dem Theater leben zu können wie der Dichter. Herr Körner tat sein Bestes; aber wenn zum Beispiel Klopfer als Papst Gregor den Boten des Kaisers mit dem wilden Abgabebrief empfängt, das Schreiben wird verlesen, und das Volk und die Kleriker von Rom stehen gleichmütig und unbewegt daneben wie vordem bei der Aburteilung der verschiedenen Sünder, dann erstarrt das Beste an Wildenbruch, und es bleiben nur die Worte, nicht die Szenen. Auch der Schauspieler Erich Strömer, der manches mitbringt, braucht einen energischen Regisseur, der ihn formt. Trotzdem bleibt es das Verdienst dieser Bühne, die Diskussion über diesen Dichter wieder eröffnet zu haben. An ihm ist manches Unrecht wieder gutzumachen, und wir erleben vielleicht, wenn Maisch die Quixows bringt, noch allerhand Überraschungen.

Das Staatstheater brachte zuerst den „König“ von Herrmann von Boetticher,

das Friedrichsdrama, dessen erster Teil, „Der Kronprinz“, vor vierzehn Jahren an der gleichen Stelle in Szene ging. Der Verfasser stellt das Leben des Königs Friedrich in zwölf Einzelbildern aus der Zeit von 1740–1786 hin, Mollwitz, Hohenfriedberg, die Tafelrunde, Rollin, Burkersdorf, zuletzt das Ende. Es sind saubere kleine Skizzen, die er gibt; das Eigentliche Friedrichs bleibt hinter der Dichtung. Die inneren Maße dieses Königs sind wohl überhaupt zu groß, um vom Theater erfasst zu werden. Der deutsche Shakespeare, der das kann, wird vielleicht erst nach den hundert Jahren kommen, von denen Kleist sprach, als er vor der Unmöglichkeit, seine Guiscard-Tragödie zu vollenden, zurücktrat. Dem jungen Friedrich bis zum Ausmarsch in den Dritten Schleißischen Krieg gab Gründgens Schärfe, Tempo und Elastizität; den alten konnte er nicht auf der gleichen Höhe halten.

Als zweite Premiere gab's Muffolini-Forzanos „Hundert Tage“, das Herr Ulbrich bereits in Weimar gespielt, in dem Krauß bereits in Wien den Napoleon gegeben hat. Es wurde ein großes gesellschaftliches Ereignis: der Reichskanzler, der preussische Ministerpräsident, das diplomatische Corps waren gekommen, um den Verfasser zu ehren. Die drei Akte zeigen in acht Bildern den letzten Kampf Napoleons um die Macht — gegen Fouché, gegen die Kammer, in geschickten Bildern, die zum Teil, in den Szenen Fouchés, im Stil des französischen Schauspiels, zum Teil, in den Szenen nach Waterloo, historisch berichtend die Tragödie des Kaisers geben. Herr Ulbrich als Regisseur gab wieder gute Meininger Tradition; Herr Gründgens als Fouché brachte ausgezeichnete Komödie, streckenweise mit souveräner Überlegenheit; Herr Krauß spielte Napoleon schon als den kranken Mann von St. Helena, den er vor Jahren schon im Film hingestellt hatte.

Auf der anderen Seite stehen die Bühnen, die das verlorengegangene Publikum mit Theater im Sinn des reinen Theaters wieder zu erfassen und zu sammeln versuchen. Diese Bestrebungen sind zuweilen sehr interessant, beispielsweise wenn Legal in der Strefemannstraße auf Moser und Schönthans „Krieg im Frieden“ zurückgreift, diesen alten harmlosen Militärschwanz aus der Jugendzeit unserer Eltern — und damit tatsächlich einen — wie es scheint — dauerhaften Erfolg erringt. Die alte Geschichte vom Einbruch der Manöver in die weibliche Kleinstadtwelt und vom Leutnant Reiff-Reißlingen, der alle Mädchen in sich verliebt glaubt, ist so sauber gemacht, die Figuren bieten so viel Möglichkeiten, daß die Zuschauer beglückt und pro-

blemfrei davorstehen, und vor allem von Harald Paulsen, der den Reiff-Reißlingen spielt, mit Recht begeistert sind. Vor der Leistung dieses Schauspielers begreift man, daß einmal Mitterwurz diese Rolle gespielt hat: wenn er am Schluß beinahe tragisch mit seinem zurückgestoßenen Gefühl sich zurückzieht, da zeigt Paulsen sich von einer Seite, von der man ihn viel mehr ausnützen sollte. Dieser Schauspieler ist nicht nur charmant, sondern einer, aus dem viel mehr herauszuholen ist. — Theater an sich ist auch der „Doktor med. Hiob Prätorius“, mit dem Curt Götz und Valerie von Martens jetzt nach langen Gastspielen im Reich auch nach Berlin gekommen sind. Die Komödie ist keine Komödie, sondern eine Erzählung; ihr Erfolg beweist wieder einmal, daß es hohe Zeit ist, die Ästhetik des Dramas neu zu schreiben. Der Dichter Curt Götz hat die schwersten Fehler mit seinem Stück gemacht, und gerade diese Fehler wirken auf der Bühne. Es ist ein Rahmenstück: Sherlock Holmes und sein Freund Watson überlegen zu Beginn, wie sich der Autounfall abgespielt haben kann, bei dem Prätorius das Leben verlor; dann kommt des Doktors Faktotum und erzählt die Geschichte von seinem Leben und seinem Ende: kleine Pause — die Erzählung spielt sich auf der Bühne ab — mit Götz, der zuerst und am Ende wieder den Sherlock Holmes macht, als Prätorius. Es gibt viele hübsche Anmerkungen über Ärzte und Medizin und die menschliche Dummheit und den Humor als Heilmittel; alles bleibt leicht, unbeschwert, getragen von der Grazie des Schauspielers Götz, richtiges Theater — und die Leute sind begeistert. — Dritter im Bunde ist hier das Theater am Kurfürstendamm, das ähnlich wie Götz es auf Englisch versucht. „Der liebe Gott geht durch den Wald“ heißt die Komödie von Fichelscher, die dort gespielt und durch beliebte Schauspieler der Operette wie Paul Heidemann und Fritz Schulz zum Erfolg gebracht wird. Der Anfang ist ganz nett, wenn ein Stiefsohn als der liebe Gott seine Nichte vor Abwegen bewahrt, indem er sie samt dem dazugehörigen Jüngling auf seinen Landsitz verschleppt; das gibt so etwas Wallacestimmung und unterhält. Der Rest ist Operette; aber die Leute amüsieren sich, lachen, klatschen — und scheinen sogar andere hineinzuschiden. Das Ding ging immerhin ein paar Wochen, bis es von einem Lustspiel um Ida Wüst abgelöst wurde: „Mama räumt auf“. Frau Wüst macht da eine Mutter von erwachsenen Kindern, die den Gatten auf Seitenwegen ertappt und klug die Gefahr beseitigt, indem sie die „Person“ ins Haus holt und alle Hindernisse aus dem Wege

schaft. Sie macht das so nett und lebendig, daß das Stück, wie ein Kritiker sehr hübsch feststellte, kaum stört.

Im Kampf gegen deutsches Volksrecht

haben sich die Litauer in die erste Frontlinie gedrängt. Fast möchte man glauben, es sei den Machthabern in Rowno daran gelegen, die Unmöglichkeit der Verhältnisse im Memelgebiet unter Beweis zu stellen, die nach dem Gewaltstreik des Generals Zeligowski und dem kläglichem Abzug der französischen Besatzung anno 1923 durch die Signatarmächte mit Hilfe der Memelkonvention angeblich befriedet wurden. Die litauischen Verstöße gegen die Autonomie der Memelländer stellen eine geschlossene Kette von Vertragsbrüchen dar, und die Geduld der Signatarmächte steht in groteskem Gegensatz zu dem sonst üblichen internationalen Interesse an der sogenannten Achtung der Verträge. Es ist an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß das Britische Reich, Frankreich, Italien und Japan zusammen mit den Vereinigten Staaten von Amerika die Unterzeichner und Garanten des Memelvertrages sind, aber anscheinend nicht einmal mehr über die Macht verfügen, ihren Vertragspartner Litauen zur Ordnung zu rufen. Das Deutsche Reich hat den Genfer Schauplatz verlassen, weil die Abrüstungsverpflichtungen „vertragschließender Mächte“ nicht erfüllt wurden. Die Vertragsbrüche von Memel ergänzen charakteristisch den allgemeinen Zusammenbruch der Verträge. In diesem Tatbestand liegt die weit über die örtliche Entrechtung der memelländischen Bevölkerung hinausgehende grundsätzliche Bedeutung der Memelfrage, die im übrigen unter den auch in Versailles, Trianon und St. Germain anerkannten und schriftlich niedergelegten Grundsatz fällt, daß unmögliche Verträge der Revision unterliegen.

Herr Edouard Benesch

verräumt keine Gelegenheit, unter geistlicher Betonung der Gleichberechtigung aller Staatsvölker die gesunden wirtschaftlichen Verhältnisse im Gesamtgebiet der tschechoslowakischen Demokratie zu preisen. Doch selbst die Selbstmörderstatistik widerlegt den reddegewandten tschechischen Außenminister. Nicht nur, daß alle europäischen Großstädte in dieser Beziehung weit hinter den ländlichen Bezirken der sudetendeutschen Gebiete, vor allem Nordböhmens, zurückstehen, eine Stadt wie Reichenbach erreichte im letzten Jahre eine dreifach höhere Durchschnittsziffer

an Selbstmorden als Prag und das tschechoslowakische Gesamtgebiet; der sudetendeutsche Bezirk Zwickau gar das Vierfache, und auch noch in den kleinsten sudetendeutschen Städten sank die Durchschnittsziffer nirgends unter das Doppelte der tschechoslowakischen Durchschnittszahl. Mehr noch: von den 287 Menschen, die 1932 im Bezirk Auscha starben, endeten 44 durch eigene Hand, und für die Gesamtzahl aller Selbstmörder in der Tschechoslowakei stellten die Sudetendeutschen weit mehr als ein Drittel, obwohl ihr Bevölkerungsanteil an sich nur 23 Prozent beträgt.

Was bedeuten diese nüchternen und doch so aufschlußreichen Zahlen? Daß die soziale Not im sudetendeutschen Volksgebiet, die sich gleichermaßen in den Arbeitslosenziffern ausdrückt, in ungeheuerlichem Ausmaße gestiegen ist und innerhalb des Gesamtstaates weiter zu Ungunsten des Sudetendeutchtums ansteigt, weil der tschechische Staat die sudetendeutsche Bevölkerung ebenso bewußt wirtschaftlich vernachlässigt, wie er sie politisch entrechtet. Nach Benesch ist das alles: staatsbürgerliche Gleichberechtigung.

Staatsangehörigkeit: Deutsches Reich

— das neue Deutschland löschte auch auf diesem Gebiet die Kleinstaaterei aus, und es charakterisiert die Vergangenheit, daß keine frühere deutsche Regierung den Mut zu dieser Selbstverständlichkeit besaß. Wie kläglich kam sich der Reichsdeutsche vor, wenn er sich im Ausland unter der Rubrik Staatsangehörigkeit nicht als Deutscher, sondern als Mecklenburger, Badener oder Lippe-Dehmolder einzeichnen mußte, Unterschiede, die der Ausländer entweder nicht verstand oder als Separatismus deutete. Kam es doch insbesondere in den ersten Jahren nach dem Kriege vor, daß ein Bayer in französischen Hotels gleichsam freundlicher behandelt wurde als ein Preuße, weil auch der Hotelier seine besonderen Vorstellungen von der innerdeutschen Zerrissenheit hatte.

Mit dem allen ist's nun endlich vorbei. Doch das Wort Deutscher ist zugleich mehr als eine staatsbürgerliche Bezeichnung. Viele Millionen Deutsche besitzen keinen reichsdeutschen Reisepaß und sind, obwohl tschechischer, polnischer oder rumänischer Staatsangehörigkeit, nicht minder deutsch als der Reichsdeutsche. Neben den Begriff der deutschen Staatsangehörigkeit muß gleichberechtigt der Begriff des deutschen Volksbürgers treten, auf den in deutschen Landen jeder Anspruch hat, der deutschen Stammes und

deutscher Gesinnung ist. Kurz, der Auslandsdeutsche darf sich nirgends im Deutschen Reich mehr als Fremdling fühlen. Und damit auch diese Selbstverständlichkeit Wirklichkeit werde, sollte jeder Reichsdeutsche dazu verpflichtet werden, sich die nötigen Kenntnisse über deut-

ches Volkstum und Volkszugehörigkeit anzueignen. Denn es gibt im Reiche ja noch immer Leute und Instanzen, die im Deutschen aus Polen oder aus Dänemark mehr den fremden Staatsbürger als den deutschen Volksgenossen sehen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Leopold Biegler, Überlingen — Karl Figgdor, Berlin — Hellmuth Schneider-Landmann, Berlin — Wilhelm Kohl, Gengenbach — Professor Willi Baumeister, Stuttgart — Norbert Jacques, Adelinenhof — Dr. Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, Schloß Windischleuba.

Im 60. Jahrgang

veröffentlichen wir an dieser Stelle
regelmäßig Zusammenstellungen von

Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der »Deutschen Rundschau«:

Edgar Dacqué

Entwicklung und Fortschritt in der Natur (Oktober 1930) — Lebensform und Todesform der Hochschulwissenschaft (Mai 1932)

Peter Dörfler

Der Prophet von Ombi (Juni 1920) — Mang. Erzählung (Dezember 1921) — Jakobäas Sühne (Dezember 1932) — Die Geschichte der Weberin (September 1933)

Hans Eibl

Vom Sinn der deutschen Geschichte (Oktober 1927) — Deutsche Zielfestung (Mai 1928) — Zur Sinndeutung der modernen Kunst (Januar 1929) — Kultur und Politik (September 1929) — Theresie Neumann (Mai 1930) — Der Philosoph Augustinus (September 1931)

Wilhelm Kohl

Dilettanten (April 1933) — Der alte Piepenbrink (August 1933)

Ruth Schaumann

Die Geschichte von der Kleinen Tür (Januar 1928) — Die arme Weisheit (Oktober 1929) — Der Honig im Holze (Dezember 1930) — Amei, Geschichten um eine Kindheit (März bis Juni 1932) — Moria mortu' amore oder Torheit von Liebe erlegt (Juli 1933)

Ernst Wichert

Der Mann von 40 Jahren, Erzählung (Dezember 1929—Januar 1930)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H., BERLIN SW 68

Die Bücherreihe ORBIS TERRARUM,

die Länder der Erde im Bild, ist mit ihren Bilddokumenten in Kupfertiefdruck im In- und Ausland als eine Meisterleistung deutscher Buchkunst anerkannt. In wohlfeiler Ausgabe sind erschienen: Deutschland (von Ricarda Huch und Martin Hürlimann, Neuauflage), die Schweiz, Skandinavien, Griechenland, Ägypten, Nordafrika, Palästina, Ceylon und Indochina, Japan, Mexiko, Canada. Jeder Band RM. 9.60

ATLANTIS-VERLAG • BERLIN

Preissenkung für Stiewe-Bücher!

Das historische Bildbuch „Der Krieg nach dem Kriege“, durch welches Willy Stiewe als Verfasser lebendiger Bildchroniken jüngster Geschichte bekannt wurde, ist in die „Weiße Liste“ der für Volksbüchereien empfohlenen Schriften aufgenommen worden. Diese offizielle Empfehlung des Buches nimmt der Verlag zum Anlaß, die Verbreitung in weitesten Volkskreisen nunmehr durch eine entscheidende Preissenkung für Stiewe-Bücher zu unterstützen. Die neuen Preise sind:

Der Krieg nach dem Kriege

Eine Bilderchronik aus Revolution und Inflation

Halbleinen (3. Aufl.) statt RM. 3.20 **nur RM. 2.—**

So sieht uns die Welt

Deutschland im Bild der Auslandspresse

Ganzleinen statt RM. 3.20 **nur RM. 2.—**

Kartonierte statt RM. 2.60 **nur RM. 1.50**

Verlag Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin SW 68

DER GROSSE WELTATLAS

im Urteil der Presse:

Deutsche Zukunft: „Die Karten schaffen die erste Grundlage für eine kommende neue Geographie vom Raum der Landschaft, nicht mehr nur von politischen oder Wirtschaftsräumen aus.“ (Dr. Paul Fechter)

Magdeburgische Zeitung: „Worte können nicht anschaulich machen, was ‚Der Große Weltatlas‘ fertigbringt: wir sehen auf einmal, daß die Staatsgrenzen nicht undurchlässige Wände sind, sondern wie die Länder miteinander verzahnt sind und wie die geographische Lage die weltpolitische Fragestellung gebieterisch mit sich bringt. Das Neue an diesem Atlas ist die sinnvolle Art des Ausschnittes, den die einzelnen Kartenblätter geben.“

Geographische Wochenschrift: „Der vorliegende Atlas verkörpert einen neuen Typ eines Kartenwerkes. Zum ersten Male werden Großräume dargestellt. Das entspricht der heutigen geographischen Anschauung, daß nicht mehr der einzelne Staat, auf kleinen Kartenausschnitten dargestellt, Behandlungsgegenstand der Geographie, Wirtschaft und besonders der Politik sein kann. Das Überschauen größerer Räume bringt erst die Zusammenhänge des Weltgeschehens zum Ausdruck. Großer Maßstab, plastisches Bodenrelief, reiche und doch klare Beschriftung zeichnen die Großraumkarten, von denen manche bisher noch nie in einem Atlas auftraten, aus. Auch der anspruchsvolle Kartenkenner und Kartenleser wird restlos befriedigt sein.“ (Studiendirektor K. Krause)

Der Große Weltatlas wurde bearbeitet und mit der Hand gestochen in der kartographischen Abteilung des Bibliographischen Instituts. Sechsfarbige Karten bis zu 1,04 m Länge. Mit Bemerkungen zu den Karten von Dr. Edgar Lehmann und einem Register mit etwa 70 000 Namen. Buchformat 47,5×35 cm.

Mit herausnehmbaren Karten oder fest gebunden lieferbar.

Preis in Ganzleinen 22.50 RM., in Halbleder 29 RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG / LEIPZIG